Justus Mösers Prosa.

Eine sprachlich-stilistische Untersuchung.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer hohen Philosophischen Fakultät der

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Das Costume der Zeiten, der Stil jeder Verfassung, jedes Gesetzes, und ich möchte sagen, jedes antiken Wortes muss den Kunstliebenden vergnügen.

Vorrede zur Osnabr. Gesch. VI, XXI.

Arnold Laging.

Druck von J. G. Kisling in Osnabrück.
1915.

Referent:
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich K a u f f m a n n - Kiel.
Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juni 1914.

Meiner Heimat.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 55, Zeile 4 und 5 lies ſtatt S. 88 — S. 61, ſtatt S. 176 — S. 84.

Seite 57 lies ſtatt verwiren — verwirren.

Seite 58 lies ſtatt § 74 — S. 52.

Inhalt.

I. Teil.

Seite

Möser und die sprachlich-stilistischen Strömungen seiner Zeit.

§ 1. Einführung:
Art und Umfang der sprachlich-stilistischen Tätigkeit Mösers 8

§ 2. Deutsch 15

§ 3. Das überlieferte Deutsch der Kanzleisprache 19

§ 4. Das neue Deutsch im Kampf um die endgültige Gestalt der Schriftsprache 22

A. Beginn des Streites: Gottsched und die Schweizer.
B. Fortführung und Erweiterung auf ganz Deutschland: Klopstock, Lessing, Herder.

§ 5. A. Möser und die Provinzialdialekte. 28

B. Möser und das archaische Deutsch 30

§ 6. Mösers Sprach- und Stiltheorie 33

II. Teil.

Sprache und Stil in Mösers Werken.

§ 7. Chronologie der Werke.

1. Abschnitt. Die Anfänge seiner Schriftstellerei (1740—1760) 46

Seite

A. Die mündliche Ueberlieferung.

§ 8. Der plattdeutsche Dialekt und die hochdeutsche Umgangssprache der Heimat 47

B. Die schriftliche Ueberlieferung.

§ 9. Fremdländisches 49

§ 10. 1. Das Deutsch der Kanzleisprache 55

2. " " der Gottsched-Gellertschen Schule . . 57

3. " " der Schweizer Richtung 60

§ 11. Anzeichen neuer Entwicklung 61

2. Abschnitt. Der Höhepunkt seiner Schriftstellerei (1760—1794).

A. Sprachliche Elemente.

I. Kapitel. Wortschatz.

1. Wortgestalt.

§ 12. Lautstand 63

§ 13. Flexion 66

2. Wortgebrauch.

§ 14. Dialektisches und Allgemein-Volkstümliches 73

§ 15. Archaisches 77

§ 16. Kanzlei 79

§ 17. Fremdländisches 84

II. Kapitel. Satzbau und Komposition.

§ 18. Wunsch und Ausruf 89

§ 19. Frage 91

§ 20. Aussage 100

§ 21. Zwei kleinere Eigentümlichkeiten des Satzbaus und der Komposition 106

B. Der Schmuck der Rede.

§ 22. Parallelismus und Antithese 108

§ 23. Wiederholung und Wiederaufnahme 123

§ 24. Bild und Gleichnis 126

a. Aufgabe, Umfang und Form,

b. Historische Entwicklung und inhaltliche Abstufung,

c. Hauptquelle des Metaphorischen.

§ 25. Schluß. Theorie und Praxis. Mösers stilschöpferische Leistung 141

Literatur.

I. Allgemeines.

[Handbücher, Grammatiken, Wörterbücher und Zeitschriften werden nach folgenden Abkürzungen zitiert]:

Joh. Christoph Gottsched, Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset. 5. Aufl. Leipzig 1762 (= Sprachkunst).

Joh. Christoph Adelung, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig 1782 (= Sprachlehre).

Joh. Chr. Adelung, Ueber den Deutschen Styl. 2 Bde. 3. Aufl. 1789/90 (= Styl).

Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. Leipzig 1872—74 (= Gervinus).

W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 12. Aufl. Berlin. 1910 (= Scherer).

H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. Braunschweig. 1865—1870 (= Hettner).

M. H. Jellinek, Geschichte der Neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. I. Heidelberg 1913. II. 1914 (= Jellinek).

Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm usw. (= D. Wb.).

Deutsches Wörterbuch v. H. Paul. 2. Aufl. Halle. 1908 (= Paul).

Deutsches Wörterbuch v. Moritz Heyne. Leipzig, 1890 bis 95 (= Heyne).

Deutsches Wörterbuch v. Fr. L. K. Weigand usw. 5. Aufl. Gießen 1909 (= Weigand).

Idioticon Osnabrugense v. Joh. Christoph Strodtmann. Leipz. u. Altona. 1756 (= Jd. Osn.).

Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs usw. Bremen 1767 ff. (= Brem. Wb.).

Wörterbuch der westfälischen Mundart, von Fr. Woeste, herausgeg. v. Verein f. ndd. Sprachforschung, Bd. I (= Woeste).

Anzeiger für deutsches Altertum (= A. f. d. A.).

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte (= Euph.).

Mitteilungen des Historischen Vereins z. Osnabrück (= M. H. V. O.).

Zeitschrift für deutsche Philologie (= Z. f. d. Ph.).

Zeitschrift für den deutschen Unterricht (= Z. f. d. U.).

Zeitschrift für deutsche Wortforschung (= Z. f. d. Wf.).

R. M. Meyer, Deutsche Stilistik. 2. Aufl. München 1913 (= Meyer).

Ernst Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. II. Stilistik. Halle 1911 (= Elster).

II. Möser.

A. Ausgaben.

Justus Mösers sämmtliche Werke. Neugeordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. Berl. 1842—43. 10 Bde., zitiert als I, II uff.

Justus Möser, Ueber die deutsche Sprache und Litteratur, herausg. v. C. Schüddekopf. Berl. 1902 (Deutsche Litteraturdenkmale, herausg. v. A. Sauer 122) (= Spr. u. Lit.). Im übrigen vgl. § 7.

B. Bibliographie.

1. Gesamtdarstellungen.

F. Nicolai, Leben J. Mösers; wieder abgedruckt v. Abeken X, 1—86.

Abeken, Einleitung zu seiner Ausgabe.

F. Kreyssig, Justus Möser. Berlin 1857.

Zuletzt das Referat von

R. Hofmann, J. Möser, der deutsche Staatsmann, Dichter und Verteidiger der deutschen Literatur. Mit Einleitung v. F. W. Brepohl. Temesvar 1911.

Dazu besonders die Darstellungen bei

Gervinus (IV, 622 ff.) und Scherer (471 ff.), weniger bei Hettner.

2. Einzelforschungen.

a. Staatswissenschaft.

Für den weiten Rahmen ausgezeichnet ist:

W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874. S. 500—527.

L. Rupprecht, J. Mösers soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zu Theorie und Praxis seines Zeitalters. Stuttgart 1892 (Preisschrift d. Universität München).

O. Hatzig, Justus Möser als Staatsmann und Publicist. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 27. Hannover 1907.

Derf., Justus Möser als Politiker. Zeitschr. d. H. V. f. Niedersachsen 76, 102—22.

b. Deutsche Philologie.

K. Mollenhauer, J. Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes, Progr. Braunschweig 1896.

Hashagen in seiner Besprechung von Schüddekopfs Ausgabe von „Spr. u. Lit.", Z. f. d. Ph. 35, 259 ff.[1])

---

[1]) Neues namentlich über „Litteratur"; leider ist in keiner der folgenden Arbeiten diese wertvolle Abhandlung benutzt.

R. Hofmann, Justus Möser und die deutsche Sprache. Z. f. d. U. 1907, 145 ff. u. 209 ff.

H. Schierbaum, Justus Mösers Stellung in den Literaturströmungen während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Münster 1908 (zitiert als Schierbaum).

Derſ., J. M. Stellung usf. während der zweiten Hälfte des 18. Jh. M. H. V. O. 34, 1 ff. [1])

Georg Kaß, Möser und Goethe. Diss. Götting. 1909. [2])

H. Schierbaum, Goethe und J. Möser. Hannoverland 6 (Januarheft).

R. Hofmann, Beiträge zum deutschen Wörterbuch aus J. Mösers Schriften, Z. f. d. Wf. 13, 35 ff. [3])

R. A. Fritsche, J. Möser und W. A. Riehl. Gedanken über Volkskunde. Hessische Blätter für Volkskunde 7, 1—9.

R. Hofmann, J. Möser, der Vater der deutschen Volkskunde, M. H. V. O. 32, 79 ff.

Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde. München 1913. S. 10—14.

R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870, S. 284 (vgl. auch Paul in Pauls Grundr).

c. Geschichte und verwandte Gebiete.

W. Dilthey, Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Deutsche Rundschau. Aug./Sept. 1901, besonders S. 363 ff.

---

[1]) Die Dissertation ist allein wertvoll.

[2]) K. stellt, S. 65, „eine Wechselwirkung" zwischen Möser und Goethe auf literarischem Gebiete und „eine Abhängigkeit Goethes von Möser in den politischen Anschauungen" fest.

[3]) Die Zusammenstellung bietet meist gute Interpretationen, keine Etymologien, selten vergleichende Literaturnachweise; sie wäre bei genauer Kenntnis des Dialekts sicher reicher ausgefallen, doch verdanke ich den Forschungen Hofmanns die meiste Anregung.

Franz X. v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus. S. 901—11.

Moritz Ritter, Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft IV. Historische Zeitschrift 3. Folge. Bd. 16. Heft 1. S. 109—118.

F. Rink, Justus Mösers Geschichtsauffassung. Diss. Gött. 1908; vgl. M. H. V. O. 34.

A. Möbius, Darstellung und Beurteilung der pädagogischen Ansichten J. Mösers. Diss. Leipzig 1909.

J. Riehemann, Der Humor in Mösers Werken. M. H. V. O. 26, 1 ff.

I. Teil.

Möſer und die ſprachlich-ſtiliſtiſchen Strömungen ſeiner Zeit.

§ 1. Einführung: Art und Umfang der ſprachlich-ſtiliſtiſchen Tätigkeit Möſers.

In den Anfängen einer Selbſtbiographie,[1]) die Möſer im Alter entwarf, aber nicht über Kindheit und Knabenalter hinausführte, erzählt er uns eine kleine, ſehr bezeichnende Geſchichte. Er ſagt,[2]) er habe in ſeinem zwölften Jahre eine „gelehrte Geſellſchaft" unter ſeinen Mitſchülern gegründet und mit ihnen zuſammen eine „eigene Sprache mit beſonderer Grammatik, beſonderem Wörterbuch und eigener gelehrter Zeitung" erfunden. Eine Spielerei war das, ohne jegliche Bedeutung; aber ſie war doch ſo ſehr der Anlage ſeines Geiſtes entſprungen, daß er ſie noch in reifen Jahren der Aufzeichnung wert hielt. Es war eben doch kein bloßes Wichtigtun mit Dingen, die er irgendwo aufgegriffen hatte, eine gewiſſe innere Notwendigkeit lag darin: Möſer berichtet uns, auch an dieſer Stelle,[3]) er habe den Aerger ſeines Lehrers erregt, weil er die lateiniſchen Stilübungen für Proſa gleich in Verſen niedergeſchrieben habe.

Eine merkwürdige Begabung für Sprache und Stil tritt früh und in auffälligen Erſcheinungen hervor. War da nicht

---

[1]) Von Nicolai in ſeine Möſerbiographie verflochten: X, 6—9; ein kleineres Fragment X, 5, ein größeres X, 86—88.

[2]) X, 9; X, 88.

[3]) X, 88.

gerade die Zeit, in der er in das geistige Leben voll eintrat, das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, für die Ausbildung seiner individuellen Veranlagung geschaffen? Eigentümlich, wir suchen in diesen Jahren vergebens nach einer Spur, die die Weiterentwicklung in dieser Richtung andeutete. Es liegt darin ein Gegensatz: aus dem Charakter der Zeit und aus Mösers Individualität müssen wir ihn aufzuhellen suchen.

Zwei feindliche Lager stehen sich gegenüber: die Schweizer Bodmer und Breitinger und anderseits Gottsched. Die beiden Süddeutschen mögen dem Niedersachsen zu fern gestanden haben, Gottsched aber konnte ihn nicht begeistern, „er hatte für ihn nur ein ironisches Lächeln".[1] Dessen Art, die Sprache zu regeln und die Regeln rationalistisch zu begründen, widersprach zu sehr seinem Geiste; für eine Normierung der Sprache nach festen Prinzipien konnte er sich nicht erwärmen, d. h. Möser ist kein Grammatiker im Sinne des 18. Jahrhunderts. Verfolgt hat auch er den Kampf, wie sich im Laufe der Untersuchung zeigen wird, aber er griff nicht selbsttätig ein.

So ging es auch mit den Theoretikern der fünfziger und sechziger Jahre — „tyrannische Kritiker" nennt Möser sie später einmal.[2] Die Einzelfragen, die jetzt zum Teil zu spitzfindigen Erörterungen über die Orthographie herabgesunken waren, und um die sich die kleinen und mittleren Geister abmühten, kümmerten ihn nicht. Sein Blick war auf das Ganze gerichtet, das praktisch zu verwerten, was durch die endlosen Streitigkeiten gewonnen war. Nirgends ein Wort über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer grammatischen Form: Theoretiker ist Möser keineswegs.

---

[1] X, 90.
[2] V, 84.

Zwei Richtungen seiner sprachlichen Interessen treten vielmehr klar hervor: er ist einmal Stilist, die Kunst des Stils praktisch ausübend sowohl wie historisch untersuchend, und zum andern Sprachbeobachter im allgemeineren Sinne, oder wenn man hier den neuen Begriff schon anwenden darf: Sprachwissenschaftler.

Er ist einer der allerersten Kämpfer für einen guten Stil überhaupt. Die Sprache ist ihm nicht nur Vermittlungsorgan, wie es bei Goethe letzten Endes der Fall war;[1]) auch schreibt er ihr keine pedantischen Regeln nach Adelungs Manier vor. An sich selbst zeigt er, „wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange“:[2]) der Ausdruck soll immer auf gleicher Höhe mit den Empfindungen stehen, solange, bis dies erreicht ist, soll man unaufhörlich an der Form arbeiten; er schildert, wie er eine „Wahrheit, die ihm eingeleuchtet hat,“ immer wieder durchdenkt, immer „neue Seiten“ an ihr entdeckt, bis er sie als ersten Entwurf in einzelnen Sätzen „aufs Papier wirft,“ wie er dann die Einzelheiten verfolgt, immer „feuriger und leidenschaftlicher für den geliebten Gegenstand wird,“ wie er „eine glückliche Stunde, die durchaus von selbst kommen muß,“ abwartet und dann die endgültige Form schafft.

Dasselbe, in heiterer Art, sagt er für den Unterhaltungston der Gesellschaft: Eine Erzählung, wie es viele gibt (III, 153 ff.); und wieder als ernste Mahnung für den Gerichtsstil. (Die gerichtlichen Vorladungen in den Intelligenzblättern III, 114 ff.). Immer kommt er wieder

---

[1]) So urteilt die letzte, erschöpfende Arbeit: Martin Jöris: Goethes Sprachkritik. Pr. Jahrb. 1913. Heft III, IV u. V. Hierzu besonders III, 439; auch F. Kluge, Von Luther bis Lessing. 4 Straßburg 1904. 209 ff.

[2]) IV, 5 ff.

darauf zurück, in ähnlichen Plaudereien[1]) und vor allem dann in praktischer Wirksamkeit unter seinen Zeitgenossen. Es begegnet hier zuerst eine außerordentlich feine Sprach- und Stilkritik; so besonders in seinem Briefwechsel mit J. B. Michaelis[2]) und Friedrich Nicolai[3]) In seinem Urteil über Abbt z. B. steht die Sprache hauptsächlich in Diskussion ;[4]) hier gibt er auch das Zeugnis, direkt auf einen Schriftsteller eingewirkt zu haben: „Er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und teilte mir das Schreiben offenherzig mit, worin ihm sein Freund Moses gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom Verdienste in's Feuer zu werfen."[5]) Ein feines Auge für Stilmerkmale war ihm eigen, ein starkes Interesse, Stilzusammenhänge und Stilbedingungen aufzudecken.[6]) Die

---

[1]) Auch der Freund ist schonend bei unangenehmen Wahrheiten III, 141 ff.: „Sie haben Ihren gelehrten Vortrag überall verbessert, und befleißigen sich in demselben des schönsten Styls; warum wollen Sie nicht einem redlichen Freunde zu gefallen Ihren übrigen Styl ebenso verbessern?" III, 142. Ueber die verfeinerten Begriffe III, 250; Schade um das schöne Gesicht! V, 90. Ueber Brief-Complimente V, 105. Ueberliefert sind die verschiedenen Fassungen in den Fragmenten „Ueber den Leibeigenthum" V, 136.

[2]) X, 227 ff., 229 („Homer braucht . . . . einerlei Beiwort").

[3]) X, 142 ff.; X, 161; X, 162; X, 163; X, 186.

[4]) X, 142 ff., bes. X, 146: „Seine Schreibart scheint mir, je mehr ich es überlege, aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus entstanden zu sein."

[5]) X, 142. Darin wertvolle Hinweise für die Beurteilung von Abbts Stil; die neueste Arbeit: Erich Becker, Der Stil Th. Abbts in seiner Abhandlung „Vom Verdienste". Diss. Greifsw. 1914 versagt auch in diesem Punkte völlig (vgl. z. B. S. 10/11, 15, 62).

[6]) Wieder über Abbt, besonders in dem Plane einer Biographie Abbts: „in Absicht auf seine Schriften und sonderlich auf seine Schreibart werde ich ein strenger Kunstrichter sein", X, 146.

Anregung gab ihm vor allem die Entwicklung des Stilbegriffs in der bildenden Kunst durch Winckelmann.[1] Von unermeßlichem Werte war es, daß sich Mösers Begeisterung für die deutsche Kunst an der klassischen Behandlung der Antike nährte, daß sich sein allumfassendes Wesen an der tief- und feinausgebildeten Eigenart Winckelmann's bildete. Innerlich durchdrungen von den neugeschaffenen Werten, sucht er das ganze weite Feld seiner Arbeit unter diesen Gesichtspunkt zu stellen.[2] „Jede Zeit hat ihren Stil" heißt es in der O. G. (VII, 16): das Stilprinzip ist die Voraussetzung seines Denkens geworden, vor allem in Sprache und Literatur. Hierauf beruht gerade die hervorragende Bedeutung des Werkes, das die Krone dieser Entwicklung darstellt, seiner Schrift „über die deutsche Sprache

---

[1]) Vgl. Ed. Castle-Wien, Zur Entwicklungsgeschichte des Wortbegriffes Stil (Vortrag auf der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 1913), Germanisch-Romanische Monatsschrift VI, 3 (März 1914), S. 155.

[2] In einem Brief an Nicolai, wieder über Abbt, X, 148: „Was (Abbt) mit den Aussichten, die ihm Herr Winckelmann gegeben, sagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Vielleicht gedachte er dessen Geschichte der Kunst mit der politischen in Verbindung zu bringen, die Werke der Freiheit mit den Denkmälern der sklavisch gehaltenen Völker zu vergleichen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunst zu zeigen, und die Reife eines jeden Staats, einer jeden Sprache, und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geschichte der Kunst mit zu erweisen. Wenigstens würde ich solches von ihm erwartet haben. . . . . Es gibt mehrere Arten von Antiken als diejenigen, welche Herr Winckelmann zu seinem Gegenstande erwählt; ich meine diejenigen, welche Montesquien in ein großes und vortreffliches Gemälde gefügt hat, . . . Von diesen hatten wir oft gesprochen und gewünscht, daß ein Winckelmann . . . solche mit einem schärfern Auge betrachten möchte."

und Litteratur". [1]) Sein Verdienst ist es, die neue Methode der Stilbetrachtung hier eingeführt und zugleich als erster vollendet ausgebildet zu haben. So betrachtet, erscheint Möser als einer der bedeutendsten Literarhistoriker des 18. Jahrhunderts. [2])

In demselben, geschichtlich gerichteten Grundzug seines Wesens liegt seine weiter gespannte Beobachtung der Sprache insgesamt, sie macht ihn zu einem der ersten Sprachhistoriker. Die heutige Sprache hat in vielen Teilen ihr Leben eingebüßt, wir verstehen unsere eigenen Worte nicht mehr, ist Mösers beständige Klage. [3]) „Was ich am mehrsten fühlte, war dieses, daß unsere Sprache eine Verrätherin der edlen Freiheit geworden war, und den Ausdruck verloren hatte, welcher sich zu meinen Begriffen paßte." [4]) Darum müssen wir die Sprache in ihrem Entwicklungsgang kennen lernen, erst dann werden wir die Begriffe der deutschen Vorzeit, wie „Freiheit" und „Eigentum" [5]) verstehen.

---

[1]) Viele kleinere Beweise finden sich in den „Patr. Ph." und vor allem in der O. G.; z. B. VII, 6 b: „In der That aber enthält (die Urkunde) einerlei Freiheiten mit letzterer; und mochte sich der Stil nur geändert haben."

[2]) Erich Schmidt, A. f. d. A. 2, 39: „Das vorige Jahrhundert hat einige vortreffliche stilistische Forschungen aufgewiesen. Ich erinnere an den zweiten Teil von Mösers Schreiben über die deutsche Sprache und Litteratur."

[3]) „Ebenso hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nötig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Carl dem Großen verständlich zu machen. Doch ich schweife aus. Ich wollte nur sagen, daß ich Jemanden wünschte, der die Sprache so studierte, wie Winckelmann die Antiken." X, 149.

[4]) Vorrede zur O. G. VI, IX.

[5]) Diese beiden liegen M. besonders am Herzen: Freiheit X, 149; IV, 238; IV, 272. „Eigenthum findet sich bloß im Stande der Natur und der Exemtion. Die Sprache hat hier einen zu starken Einfluß auf unsre Begriffe gehabt; und sie würde schon

Die Frage „de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions“[1] ist für ihn, den Historiker, wichtig; nicht so sehr berührt ihn Herders Grübeln „über den Ursprung der Sprache“. Die Sammlung der alten Sprachreste in den Mundarten liegt ihm näher, wie er an der Entstehung der Dialektwörterbücher überhaupt lebhaften Anteil nimmt.[2] Also auch bei der sprachforschenden Tätigkeit kehrt sich ein Streben nach praktischer Verwendung des Gefundenen heraus. Gerade darum muß sein Beitrag zur Entwicklung des deutschen Stils und der deutschen Sprachwissenschaft viel höher bemessen werden, als die Leistung manches spekulativen Theoretikers.

---

manches Land um seine ganze Verfassung gebracht haben, wenn nicht eine Menge von Leuten die Wahrheit im Gefühl gehabt hätten, und mit den undeutlichsten Begriffen auf richtige Folgen gekommen wären.“ III, 319. „Unter allen mächtigen Begriffen und Ausdrücken, die sich aus der deutschen Denkungsart und Sprache verloren haben, ist keiner so vollkommen ausgewischt worden als der von Eigen oder Eigenthum; kaum reichen noch einige entlehnte Züge, ihn noch einigermaßen zum Anschauen zu bringen. Und doch ist er für die Philosophie der Sprache sowohl als der Geschichte von einem sehr erheblichen Werte“. IV, 158.

[1] „ . . . . ich wünschte: daß Jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence . . . in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen, mithin Hand ans Werk legen möchte; weil ich alle Augenblicke fühle, daß das Costum der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freiheit z. B. . . . .“ X, 149.

[2] „Die heutigen Saterländer haben noch die alte friesische Sprache, wodurch sie sich von den Westphälingern unterscheiden. Ich wünschte, daß Jemand davon ein Idioticon liefern möchte.“ VI, 237. Und Strodtmann wollte er zu seinem Jd. Osn. Wachters Glossarium mitteilen. Jd. Osn. XI.

Auf welche Strömungen nun seine Tätigkeit hinzielt und wie sich seine Stellung zu den Zeitgenossen *heraushebt*, muß die Untersuchung zeigen.

§ 2. Deutsch.

Mösers Eintritt in die „Deutsche Gesellschaft" zu Göttingen (1743) ist der erste Schritt zu seinem Wirken für die deutsche Sprache. Kraftvoll verfolgt er diese Bahn weiter, bekundet von Zeit zu Zeit sein unaufhörliches Ringen, um nach vierzig Jahren seine Arbeit zu vollenden, mit seinem Schreiben „über die deutsche Spr. u. Lit." (1781). Hier ist der Höhepunkt seiner Begeisterung erreicht, seine Liebe zur Muttersprache hat den wärmsten Ausdruck gefunden. Wir schöpfen bei unserer Untersuchung aus dieser ergiebigen Quelle und suchen die verstreut fließenden Nachrichten früherer Zeiten in sie hineinzuleiten.

Die kleine Schrift war eine Abwehr gegen Friedrichs des Großen „de la littérature allemande" (1780), sie war eine Verteidigung der deutschen Sprache. Wir werden damit zuerst auf die *negative Seite* in Mösers Wirksamkeit hingeführt, auf den *Kampf gegen das Fremdländische*.

Wie bei diesem besonderen Anlaß, so hat auch Möser in seinem ganzen Leben am meisten gegen das *Französische* zu kämpfen gehabt. Er war, wie es in den Kreisen der Gebildeten noch vorwiegend der Fall war, zum guten Teil französisch erzogen; in seinem Elternhause erlernte er die französische Sprache von Grund auf, von hier ging auch sein lebhaftes Interesse für die französische Literatur aus; es blieb, wie Nicolai berichtet,[1]) bis an sein Lebensende

[1]) „Er hatte eine unendliche Menge von Romanen, besonders französischen, gelesen, und las die neuern auch noch im hohen Alter gern." X, 90; vgl. auch X, 190 (Marivaux, Evremont, Voltaire) und X, 234.

beständig wach. Sein Beruf führte ihn dann sein ganzes Leben lang fast täglich in die Häuser des Landadels, in denen noch ausschließlich französisch gesprochen wurde; endlich stand er im engen Freundschaftsverhältnis zu dem Freiherrn v. Bar, der damals „der beste französische Dichter Deutschlands“[1]) war. Der Entwicklungsgang Mösers schloß eine gewisse Prädestination für das Französische in sich, eine weitgehende, individuell bedingte Abhängigkeit vom Französischen mußte seinem Denken anhaften.

Von diesem Standpunkt aus springt erst der volle Wert seines Kampfes gegen das Französische ins Auge: die Bedeutung für die Persönlichkeit Mösers. So müssen wir seine ganze Wirksamkeit, auch die Verteidigungsschrift gegen Friedrich den Großen betrachten. Ihre allgemeine Bedeutung für die deutsche Sprache und Literatur ist, dank ihrer eigenartigen Form, sehr hoch einzuschätzen, aber aktuelle, agitatorische Wirkung konnte sie in betreff des Französischen nicht mehr erzielen: ihr Zweck war in der Wirklichkeit schon erreicht.

Der König wies die deutsche Sprache als roh und ungeschliffen zurück und stellte die französische noch einmal als allein literaturfähig hin. Es entsprang dem französischen Einfluß, dem er sich von Anfang an blindlings hingegeben hatte, und bezeugte jetzt, daß er die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht mehr verfolgt hatte oder sie nicht aufnehmen wollte. Der Kampf zwischen Deutsch und Französisch war zugunsten des Deutschen entschieden; wollte der König noch einmal eingreifen, so stand er noch in der vorgottschedschen Zeit, umgeben von einigen wenigen, auch „Zurück-

[1]) Verfasser der „Epîtres diverses“, vgl. X, 14, 80; über ihn: Schirmeyer, Georg Ludw. v. Bar, „der beste französische Dichter Deutschlands“, ein Vorbild Wielands und Freund Mösers, Mitteilg. d. Histor. Vereins Osnabrück. 32 (1907) 1 ff.

gebliebenen", von den führenden deutschen Geistern verlassen. So brauchte auch Möser nicht mehr als Streiter aufzutreten, rein sachlich, mit überlegener Größe konnte er den Sieg feststellen und begründen.

Endigte die letzte und schriftstellerisch größte Tat doch mehr in einer Betrachtung von historischem Werte, so drehte sich die frühere Wirksamkeit um so mehr um die Erringung von Gegenwartsgütern. Und hier hatte er auch große positive Erfolge: zunächst lokaler Natur, erlangen sie jedoch im weiteren allgemeine Bedeutung. Mösers Verdienst ist es, aus der Sprache der Osnabrückischen Gesellschaft das Französische endgültig vertrieben zu haben. Hier und in Westfalen, dem mit am weitesten zurückgebliebenen Teile Norddeutschlands, drang nun auch das Deutsche durch. Am schönsten zeigt sich die eigenartige Kampfesweise in der „Allerliebsten Braut", einer Erzählung aus dem Jahre 1768.[1]) Der Freund des Natürlichen und Derben wendet sich gegen die „Verfeinerungen des Geistes und Geschmacks" und rechnet zu dieser krankhaften Erscheinung hauptsächlich den Einfluß der französischen Sprache und Literatur. Aber „ist," sagt er, „wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsre Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können: sind darum die Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsre Zeitkürzungen

[1]) I, 208 ff.

aus französischen Romanen zu betteln?“[1]) (I, 209). Das Lateinische tritt nicht so hervor, Gottsched hatte ihm schon den Todesstoß versetzt; auch die dem Deutschen beigemischten Fremdwörter spielen keine so große Rolle, wir werden Mösers Stellung zu ihnen in anderm Zusammenhang kennen lernen. Das Französische ist es, wogegen er immer wieder kämpft; bald verspottet er in leichtem Ton die Albernheiten der französischen Unterhaltung, bald verflucht er in herber Satire die Nachäffereien der französischen Mode: „Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?“ (I, 213). Hier klingt an, was er in dem „Schreiben über die deutsche Spr. und Lit.“ weiter ausführt: die positive Verherrlichung der deutschen Sprache.

Möser ist kein oberflächlicher Lobredner seiner Muttersprache. Er vergleicht die Entwicklung des Deutschen mit den andern Sprachen, sieht, daß die Nachbarländer viel früher eine einheitliche Schriftsprache herausbildeten, und erkennt durchaus an, daß vor nicht langer Zeit noch das Französische wie das Englische dem Deutschen überlegen waren. Es lag aber nur daran, daß die Deutschen ihre eigene Sprache verachteten und lieber die fremden übernahmen, als ihre Muttersprache in die Literatur einführten und durch Uebung weiterbildeten. Er geht noch weiter: die Vernachlässigung der eigenen Sprache führt er, wie es seiner historischen Betrachtungsweise entsprach, auf die Zersplitterung des deutschen Volkes zurück, auf das Fehlen einer großen nationalen Geschichte, und knüpft daran die ernste Mahnung: „Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst

[1]) „Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der französischen Sprache ihre Erkenntnis erweitern!“ I, 210.

und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dient." (Spr. u. Lit. 18.)

§ 3. Das überlieferte Deutsch der Kanzleisprache.

War das Französische als praktische Literatursprache für Deutschland zu Mösers Zeit, wenigstens auf dem Höhepunkt seines Schaffens, mehr oder weniger abgetan, so stand es doch wesentlich anders mit der Form des Deutschen, die wir kurz Kanzleideutsch nennen. Es ist die in ihren Anfängen auf das 13. Jahrhundert zurückgehende, unter Karl IV. dann für den Kanzleigebrauch nach dem Stilmuster des klassischen Lateins eingerichtete Geschäftssprache; Martin Opitz führte sie in die Literatursprache ein, wo sie im 17. und bis ins 18. Jahrhundert hinein teilweise erhalten blieb. Unter französischem Einfluß mußte sie im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts der „Sprache der besten Skribenten"[1]) und dem gesprochenen Deutsch des täglichen Lebens weichen. Ein letzter Versuch, sie wieder auf den Thron zu erheben, fällt in die Mitte des Jahrhunderts mit den „Observationes — oder Gründlichen Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Uebersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen" des Benedictiners Augustin Dornblüth (1755).[2]) Der Gegenbacher Mönch fordert die Sprache der Kanzleischriften während der letzten drei Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts, unter besonderer Betonung ihrer süddeutschen Form. Vergebens versucht er den größtenteils konfessionellen Streit noch einmal zu entfachen; die neue, vorwiegend protestantisch-ostmitteldeutsche Richtung hatte gesiegt.

[1]) Gottsched, vgl. besonders Jellinek S. 242.

[2]) Vgl. Jellinek, 263 ff.

So war es in der Theorie. In der Praxis hatte freilich die Sprache der Poesie durch Hofmannswaldau, Haller und Klopstock eine ungeahnte Entwicklung genommen; aber der Prosastil fing erst an, eine neue, eigene Form auszubilden. Gottsched hatte ihn von dem Zwang des Ueberlieferten losgelöst und zur praktischen Gestaltung in den einzelnen Zweigen freigemacht. Möser würdigt vor allem den Fortschritt, den die „Kunstsprache",[1]) d. i. der Stil kunstgemäßer Prosa, durch Winckelmann, Wieland, Lavater und Sulzer genommen habe, erkennt an dieser Stelle auch[2]) den neuen Stil der „empfindsamen Romane" und den Aufschwung der philosophischen Diktion seit Leibniz und Wolff an. Er leugnet nicht, daß der „historische Stil" sich zu entfalten beginne; aber hier geht es am langsamsten, urteilt Möser richtig. Die Geschichte sei nicht mehr als „ein Urkundenbuch zur Sittenlehre", und „ihre Sprache müsse natürlicher Weise erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet aber nicht umsonst begeistert".[3]) Er aber will eine neue „begeisternde" Darstellung; „wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken". Mösers Forderungen sind in diesem Punkte am eindringlichsten und originellsten: sein Interesse war am lebhaftesten auf die Geschichtsschreibung gerichtet.

Im praktischen Leben stellte er sich, vorher wie nachher, eine viel näherliegende Aufgabe, auch hier wieder ursprünglich lokaler Natur. Er will den Kanzleistil ganz und gar vertreiben, auch aus seinem ureigensten Gebiet, dem amtlichen Verkehr. Verblüffend modern zeigt er sich hier, als

---

[1]) Spr. u. Lit. 22.
[2]) Vgl. jedoch S. 55.
[3]) Spr. u. Lit. 23.

Bahnbrecher für seine, ja noch für unsere Zeit. Dabei muß man Mösers Entwicklungsgang immer im Auge behalten, um diese Stellungnahme voll zu würdigen. Denn Möser war, als er zu schriftstellern anfing, in erster Linie Jurist; und hatte er auch auf eigene Weise sein Studium mehr durch „Erforschung der alten Einrichtungen, Gewohnheiten und Rechte des Landes“ [1]) gefördert, so konnte er doch nicht an den juristischen Lehrbüchern vorbeigehen. Er hatte die juristische Diktion von Grund aus erlernt und mußte sie in seinem Beruf täglich handhaben, d. h. er stand mit seiner ganzen Tätigkeit mitten in der Kanzleisprache. Noch war es nicht lange her, daß die Sprache der juristischen Lehrbücher deutsch geworden war, das Gesetzbuch war immer noch das römische Recht geblieben. Reines und verderbtes Latein hatte sich mit dem altmodischen Typus der mittelalterlichen Kanzleisprache zu einem absonderlichen Gemisch verbunden. Es machte sich gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts breit und wollte nun ganz in den Verkehr der Gerichte eindringen. [2]) So schreibt der untengenannte Hymnen über die Ausbildung der Juristen:[3]) „Auf Aka-

[1]) Nach Abeken X, 90.

[2]) Ueber die Zusammensetzung der Juristensprache unterrichten die zu ihrer Abwehr und Verbesserung geschriebenen „Beyträge zu der iuristischen Litteratur in den Preußischen Staaten“, herausgeg. v. Joh. Wilh. Herm. Hymnen, 10 Bd. 1775 ff. Ein Auszug, dem ich die Literaturangabe verdanke, findet sich mitgeteilt in der Zs. d. Allgem. Deutsch. Sprachvereins 28. Jhrg., 10. (Sept. 1913), Sp. 289—293. H. will eine maßvolle Bekämpfung der lateinischen Terminologie und des Fremdländischen, bekämpft den verrotteten Wortschatz der Kanzleisprache und fordert, unter Berufung auf Adelung, Deutlichkeit und Sprachrichtigkeit. Für den Kanzleistil im allgemeinen: Deutsches Museum 1779, 1, 205 ff.; 2, 57 ff.

[3]) Zs. d. allg. deutsch. Sprachvereins, a. a. O. Sp. 202. (= Hymnen, Beiträge I, 127 ff.).

demien fehlt es mehrenteils an Anleitungen für Rechtsbeflissene zum reinen Stil, zur guten Schreibart und zur Wahl richtiger und passender Ausdrücke. Eben darum kleben den meisten die angewöhnten und ungeprüften Fehler, besonders im Periodenbau, noch lange nachher an und sie lassen sich alsdann vom Gerichtsgebrauch wie von einem Strome hinreißen".

Wie anders Möser! In dem „Schreiben eines abwesenden Landmannes über die gerichtlichen Ladungen in den Intelligenzblättern"[1]) vom Jahre 1774 geißelt er die pedantischen Formeln und Wendungen des Gerichtsstils und gibt in dem Muster einer Vorladung das Beispiel eines neuen klaren und einfachen Stils. Die Geschraubtheiten des Ausdrucks, die durch das Unheil eines schreibenden, nicht sprechenden Zeitalters entstanden sind, sollen verbannt werden, die gesprochene Rede soll einziehen, der schriftliche Verkehr soll ebenso frisch und lebendig werden wie die Unterhaltung des täglichen Lebens. Darin liegt die äußerste Durchführung des Prinzips der neuen sprachlichen Tendenzen.

§ 4. Das neue Deutsch im Kampf um die endgültige Gestalt der Schriftsprache.

A. Beginn des Streites: Gottsched und die Schweizer.

Möser hat uns selbst mitten in das Gewoge der sprachlichen Strömungen eingeführt. Gottsched nahm zuerst die leitende Stellung ein. Er hatte vollendet, was Leibniz, Thomasius und Wolff angefangen hatten, das Lateinische, das Französische und das Kanzleideutsch aus der Literatursprache endgültig verbannt. Diese, negative, Seite seines

[1]) III, 113 ff.

Wirkens war mit der fast einzigen Ausnahme Dornblüths in ganz Deutschland anerkannt worden. Nicht so seine positive Arbeit. Gottsched bestimmte:[1]) das beste Deutsch wird in Obersachsen, der gebildetsten Provinz Deutschlands, gesprochen, die Sprache der gebildeten Kreise Meißens ist für die Literatur zu grunde zu legen; als Stilmuster sind die führenden Autoren der unmittelbaren Gegenwart anzusehen, d. h. herrschend müssen die — im wesentlichen — obersächsische Sprache und der dem französischen Konversationston nachgebildete Stil Gottscheds werden.

Das war die Kriegserklärung an das oberdeutsche Sprachgebiet. Bodmer und Breitinger hatten schon in den „Discoursen der Mahlern" (1721—23) zwei wichtige Forderungen erhoben:[2]) Stammesdialekte gegenüber der Schriftsprache und im Gegensatz zur Sprache der führenden Autoren das Deutsch des Mittelalters („Veldecke, Wolfr. v. Eschenbach, Reinmar") und besonders Luthers. 1730 erschien Gottscheds „Kritische Dichtkunst vor die Deutschen", 1740 dagegen Breitingers Poetiken. [3]) Will Gottsched die Poesie unter die Herrschaft der Vernunft zwingen und der Phantasie wenig Spielraum lassen, so entfesseln die Schweizer die bisher gebundene ganz und gar; und dieser grundverschiedenen Auffassung vom Wesen der Dichtkunst entspricht die verschiedene Formgebung: Gottsched verlangt korrektes Deutsch,

[1]) Vgl. besonders Jellinek, 227 ff.

[2]) Vgl. A. Socin, Schriftsprache und Dialecte im Deutschen. Heilbronn 1888. 376 ff. und besonders Jellinek, 267.

[3]) „Kritische Dichtkunst, worin die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen aus den berühmtesten Alten und Neuen erläutert wird", ihre Fortsetzung: „worin die poetische Mahlerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird", schließlich: „Kritische Abhandlungen von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse . . . ." Zürich 1740.

für die Prosa allein Sprachrichtigkeit, für die Poesie dazu Leichtigkeit und Zierlichkeit, die Schweizer gänzliche Befreiung vom Regelzwang. Haller[1]) schickte wohl seine Manuskripte zur Korrektur nach Norddeutschland und ließ seinem Dialekt die grammatischen Sonderheiten nach und nach nehmen, so auch Breitinger; das war aber auch die Grenze ihres Zugeständnisses. Bodmer erklärte: „da man das Sächsische aus Büchern lernen müsse, könne man nicht zu einer „naiven" Schreibart gelangen".[2])

Hier greifen die stilistischen Fragen in der Sprachentwicklung über die grammatischen weit hinaus. Leider können wir Mösers Stellung bis in den Anfang hinein nicht verfolgen; wir haben wenigstens aus dieser Zeit keine sicheren theoretischen Zeugnisse. In den dreißiger und vierziger Jahren, in denen sich der Kampf abspielte, war Möser noch zu jung. Er mag auch,[3]) gerade als Niederdeutscher, im Anfang die Verschiedenheiten der beiden Richtungen nicht scharf erfaßt haben: die treibenden Gedanken sind ihm sicher lebendig vor Augen gewesen. Daran wird man nicht zweifeln können, wenn man die klare Erörterung in seinem Schreiben „über die deutsche Spr. u. Lit." liest und berücksichtigt, daß es die erste historische Würdigung des Streites überhaupt ist. Er stellt an die Spitze seiner Verteidigung Gottscheds Namen: „Nun noch ein Wort von unsrer Sprache, die der König der französischen so sehr nachsetzt .... Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, ich gestehe es, in manchem Betracht

---

[1]) Versuch schweizerischer Gedichten. 1. Aufl. 1734. Socin, a. a. O. 392.

[2]) Socin, a. a. O. 384; vgl. auch Jellinek, 267.

[3]) wie Schierbaum, 27. annimmt, und zwar für den Verlauf des ganzen Streites!

noch immer arm".[1]) Aber noch in demselben Satze muß er das Lob einschränken: eine „Buchsprache" hat Gottsched angetroffen, und eine „Buchsprache" hat er hinterlassen, mit Leben hat er sie nicht erfüllen können, wenn er sie auch bereichert und erweitert hat, wie er noch einmal hervorhebt: „Alle andre Buchsprachen sind bloße Conventionssprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche was wir schreiben, ist so wenig der Meißner als der Franken Volkssprache, sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; so wie neue Wahrheiten darinn zum Vortrag gekommen sind, hat sie sich erweitert, und ihre große Erweiterung seit Gottscheds Zeiten, ist ein sicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen sind". [1])

Wie ändert sich aber sein Urteil, als er zur „Dichtersprache" kommt! „Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched, den tapfern Schweizern, die sich seiner Reinigung widersetzten, obgesieget hätte".[2]) Sein wahrer Standpunkt springt erst jetzt heraus; nicht genug, daß er Gottsched jedes Verdienst abspricht, Gottsched ist ihm das hemmende Moment in der Sprachentwicklung. Gewiß, als Möser dies schrieb, war fast ein Menschenalter seit dem Streit verflossen und der Gegensatz klarer hervorgetreten. Immerhin werden wir aus der impulsiven Fürsprache für die Schweizer schließen dürfen, daß sein Herz von Anfang an bei ihnen war. Schon aus dem Jahre 1756 haben wir auch einen sicheren Beweis, wenn er Reinbot von Dürne mit Gottsched und dem gegenüber die „schwäbischen Minnesinger" mit Haller vergleicht:[3])

[1]) Spr. u. Lit. 20.
[2]) Spr. u. Lit. 22.
[3]) In einem Briefe an Gleim, X, 205.

„Sie müssen sich aber durch den hiebeigehenden Subscriptionsplan [1]) keine gar zu große Vorstellung von dem Herrn Reinbott von Doren machen. Er steht mit den Schwäbischen Minnesingern ungefähr in dem Verhältnis, worin Gottsched und Haller stehen. Des Reinbott Heldengedicht auf den Ritter Georg ist eine gereimte Legende, statt daß die Minnesinger eine Art der Vollkommenheit und Reife erreicht haben, welche noch jetzt von den großen Kennern bewundert werden muß." Dennoch können wir aus den Angaben des gereiften Mannes nicht mit Sicherheit die früheste Zeit des werdenden Schriftstellers bestimmen, für die vierziger Jahre sind wir letzten Endes auf die Untersuchung seiner Schriften angewiesen. Für die Geschichte des Stils ist die Unsicherheit, in der seine theoretischen Voraussetzungen erscheinen, besonders zu beklagen; wir können nur mühevoll Tatsächliches konstatieren und seine Abstammung mehr oder minder wahrscheinlich vermuten, ohne Gewolltes und notwendig Gegebenes von einander scheiden zu können. Welche Schwierigkeiten der Heranbildung eines neuen Stils durch die Tradition der Sprache im allgemeinen und die niedersächsische Sonderstellung Mösers im besonderen erstanden, bleibt unserer Erkenntnis verschlossen.

B. Fortführung und Erweiterung auf ganz Deutschland: Klopstock, Lessing, Herder.

Das Jahr 1740 hatte mit den drei Schriften Breitingers den Kampf gleich auf das höchste gespannt. Es folgte schnell eine Hochflut von Streitschriften über das Problem der Sprachnorm.[2]) Aus der Fülle der süddeutschen Werke hebt sich besonders Bodmers Polemik[3]) im „Mahler

[1]) Möser wollte R. herausgeben.
[2]) Jellinek, 245 ff.
[3]) Jellinek, 266; Socin, a. a. O. 380.

der Sitten" (1746) heraus. Hatte er sich 1740 noch der Hauptsache nach den Forderungen Gottscheds gefügt und nur „unschuldige und wohlverdiente Wörter, die in ansehnlichen Städten und Provinzen noch in voller Blüthe leben" [1]) für die Schriftsprache zu retten gesucht, so sagt er sich jetzt vollkommen von der Oberherrschaft Meißens los. Er besteht auf dem Recht seines heimischen Dialekts, ja er fordert die Ausbildung jeder deutschen Mundart. Der Widerstand gegen Gottscheds Regiment, der sich schon zu regen begonnen hatte,[1]) wurde nun in ganz Deutschland mit einem Male entfesselt. Gottscheds eigene Schüler, die „Bremer Beiträger," [3]) verließen den allgewaltigen Sprachmeister; das niederdeutsche Sprachgebiet, das bisher abseits gestanden hatte, griff jetzt mächtig ein. Klopstock war es, der zuerst das engherzige Normierungssystem durchbrach und wieder Leben und Freiheit in die Behandlung der Sprache brachte: „der Grammatiker muß die Sprache nehmen, wie sie ist, und nicht, wie sie . . . seyn sollte."[4]) Lessing verteidigt die kraftvolle Sprache der Schweizer gegen das „wässerige" Deutsch Gottscheds, lobt Wielands Entlehnungen aus der Mundart und weist durch die Herausgabe Friedrichs v. Logau auf die alte Sprache zurück. [5]) Gottsched fand in seinem Schüler Schönaich den letzten Verteidiger, Klopstock einen belanglosen Gegner. [6]) Herder schützt Klopstock und gibt den Freiheitsbestrebungen den mächtigsten Ausdruck: freie Volkssprache für die neue volkstümliche Literatur, in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" (1773). Möser steht mit

[1]) Socin, a. a. O. 379.
[2]) Socin, a. a. O. 398.
[3]) Socin, a. a. O. 399.
[4]) Jellinek, 294.
[5]) Socin, a. a. O. 399.
[6]) „Aesthetik in einer Nuß oder . . ." 1754, herausgeg. v. M. Köster, Deutsche Litteraturdenkm. 73 ff.

seinem Aufsatz „Ueber Deutsche Geschichte“ neben Herder und Goethe in dieser Programmschrift des „Sturms und Drangs“. Von dem Höhepunkt der Bewegung schauen wir nunmehr rückwärts und fragen: nimmt Möser von Anfang an an dem Kampfe teil? und betrachten dann, vorwärts blickend, seine Stellung im späteren Verlauf.

§ 5. A. Möser und die Provinzialdialekte.

Ende des Jahres 1771 oder anfangs 1772[1]) schreibt Möser an J. B. Michaelis:[2]) „Jenen Fehler [einförmig zu werden] sehe ich fast als nothwendig an, weil unsre gelehrte deutsche Sprache zu arm ist, die niedrigen Scenen des täglichen Lebens edel und kräftig zu malen Hätte sich so, wie in England, die Sprache einer Provinz zur allgemeinen erhoben, so würden wir einen weit größeren Reichthum von schnurrigen, drolligen und äffenden Ausdrücken für Bilder von gleicher Art haben, und deren von der schöpferischen Laune des gemeinen Mannes noch immer mehr erhalten als jetzt, da wir alles Provinciale verlieren und die Bildung unsrer Sprache kalten Philosophen überlassen. Man hat der niedersächsischen Sprache den Vorzug vor der in Schriften üblichen obersächsischen einräumen wollen, ohne zu bemerken, daß jede Provincialsprache in gewissem Maße reicher und nachdrücklicher sei als die allgemeine deutsche. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provincialsprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodien zu bringen und solche für das Burleske zu naturalisieren“.

Von der komischen Sprache, seinem Lieblingsthema, geht Möser aus; die halbkecken, halbzornigen Stimmen aus

[1]) Diesem Brief fehlt bei Abeken leider das Datum, die Antwort von M. ist vom 26. Jan. 1772; X, 229.

[2]) X, 227.

seinem „Harlequin oder Verteidigung des Groteske-Komischen" von 1761 klingen wieder an. Schon damals hatte ihn sein Kampf um die Erhaltung des Hanswursts auf der Bühne, den er mit Lessing zusammen ausfocht,[1]) einen derben, volkstümlichen Ton anschlagen lassen. Ein entscheidendes Erlebnis verlieh seinen stürmischen Forderungen und doch nur andeutenden Aeußerungen bestimmte Gestalt: sein Aufenthalt in England (1763). Den gewaltigen Einfluß Englands auf die neue volkstümliche Literatur sehen wir hier im eminentesten Sinne auf die Sprache übergehen. Durch den volkstümlich-freien Charakter des Englischen vornehmlich wurde Möser auf die Dialekte seiner Muttersprache gewiesen, nun zugleich ein Verteidiger des englischen Einflusses in der Literatur[2]) wie des Rechts der Stammesdialekte in der Sprache. Gerade dieser Verbindung wegen ist seine Tätigkeit so außerordentlich bedeutsam. Vorerst trat er freilich nicht mit einer größeren Schrift in den Kampf ein; in den kleinen Aufsätzen[3]) und vor allem in seinem Briefwechsel[4]) wirkte er für die Ausführung seiner Ideen

[1]) Er. Schmidt, Lessing II, 90.

[2]) und Kultur überhaupt.

[3]) Besonders „Was ist Laune?" V, 79 ff. Allerdings Fragment geblieben, ist doch dieses „Schreiben eines Landbewohners an einen Städter" am bezeichnendsten: er stellt seine heimische Sprache direkt der engl. gleich. „Man sagt sogar, es fehle den Deutschen ganz an humour, und Alles, was sie bis dato hervorgebracht hätten, wäre nur ein bischen Aefferei. Die Engländer hingegen wären desto reicher damit begabt, und der Spanier mehr als der Franzose". . . . V, 80.

[4]) Vgl. Michaelis Antwort: „Wäre es nicht zu stolz für mich, ich glaubte, Sie hätten meiner Seele ihre geheimsten Gedanken entrissen; . . . Niemand kann wohl den Mangel in unsrer gelehrten Sprache mehr fühlen als ich. Ich habe von jeher die Provincialismen in Schutz genommen; aber leider! ist unser Publicum gar zu wenig daran gewöhnt; und — vergeben Sie mir — am wenigsten die Herren Niedersachsen". X, 230.

auf das nachdrücklichste. Dachte Möser hier zunächst an die komische Sprache, so schwebte ihm dabei doch die ganze Literatur vor Augen, wie aus der zweiten Forderung hervorgeht, die er an dieser Stelle gleich anfügt.

B. Möser und das archaische Deutsch.

„Wenn ich alte Barden-Lieder lese, so empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen sowohl in den Bildern als im Ausdruck, glaube auch wohl, daß die neuern Barden, wenn sie die Dichter der mittlern Zeit nützten, uns glücklicher täuschen und das später Uebliche leichter für das Aeltere ausgeben könnten als das selbsterfundene Alte".[1]) Möser vergleicht dann die „veralteten Worte" in der Literatur mit dem „Contrastirenden" in den Parodien und fällt das bezeichnende Urteil: es ist „eine Manier, die, sparsam gebraucht, ihre Wirkung thut, aber in einiger Menge . . . zu sehr auffällt";[2]) in je einem Beispiel verwirft er die Uebertreibung und lobt das Maß.[3]) Von Anfang an tritt er für maßvolle Verwendung altertümlicher Sprache ein, mehr befürwortet er schon jetzt ein tieferes Eindringen, nicht bloß die Uebernahme veralteter Wörter, sondern wirkliche Wiederbelebung der alten Zeit. „Ich wünschte, daß man besonders die alte Sitte, welche doch immer gefällt, aus den Schriften unsrer alten Dichter besser nützen möchte".[4]) In dieser Zeit hatte er sich schon tief in das mittelalterliche Schrifttum hineingelesen; er fühlte, daß manch altes Wort noch heute nutzbar verwandt werden könne, manches andere aber mit dem Begriffe zusammen auf ewig untergegangen

[1]) X, 227.

[2]) X, 228.

[3]) X, 228: „wenn das Bild glücklich gewählt ist, so liest man es doch noch gern".

[4]) X, 228.

sei. Der Historiker betrachtete die Frage nicht allein aus einem ästhetischen, sondern auch aus einem wissenschaftlichen Gesichtspunkt; darum mußte er Bedenken gegen einen übermäßigen, unverstandenen Gebrauch von Archaismen äußern.

Und schauen wir vorwärts, so zeigt uns das „Schreiben über d. d. Spr. u. Lit." dasselbe Bild. Die komische Sprache nimmt wieder den ersten Platz ein: „Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vorteile verändert als die unsrige; nichts war armseliger als unsre komische Sprache, außer dem Hanswurst war keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle andren redeten in der Buchsprache, der unbequemsten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle gestattete ihnen nicht, sich der Volkssprache zu bedienen".[1]) Aber auch für die allgemeine Literatursprache verlangt er „Provinzialwendungen und Wörter"; der bahnbrechende Reformator für ihn ist Lessing: „Lessing war der erste, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisierte".[2])

[1]) Spr. u. Lit. 21.

[2]) Spr. u. Lit 21; dazu besonders das Fragment „Ueber die deutsche Sprache" V, 82 ff., das wegen des lebhaften Hinweises auf Lessing und die Engländer anderseits von hoher Bedeutung ist. „Die deutsche Sprache . . . kommt mir immer noch zu arm vor, . . . weil wir mit Hülfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provinzialdialect vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können. . . . Verschiedene große Genies, . . ., haben zwar seit einiger Zeit gesucht, demselben abzuhelfen; aber kaum wagt ein Lessing das Wort Schnickschnack oder beschreibt uns stiere, starre Augen, so empören sich diejenigen, welche die Buchsprache allein gebraucht wissen wollen, ... Der Engländer allein nimmt Alles an, was er gebraucht und nützlich findet; und dieses thut mit ihm jeder Provinzialdialect . . ."V, 88.

Nach dieser offenen Fürsprache für die Dialekte können wir auch die zuerst befremdende Anweisung für die 2. Auflage der „Patr. Phant." „die Westphalismen auszumärzen"[1] richtig deuten; er meinte grobe Verstöße gegen die hochdeutsche Sprachnorm, wie sie ihm als Niedersachsen vorkommen mochten; diese „ihm anhängenden Sprachschnitzer" wünschte er schon in einem Briefe über die 1. Auflage verbessert.[2] Er bleibt ein Verteidiger des Dialektes, allerdings, wie doch auch hier durchklingt, in maßvoller und für die Allgemeinheit verständlicher Form.

Von einer Erwähnung des Archaischen findet sich dagegen nirgends ein Wort mehr. Dabei war der König in seiner Schrift gerade darauf eingegangen und hatte jene abenteuerlichen Vorschläge wie sagena, gebena gemacht.[3] Auch ist es kein Zufall, daß er ganz an Herder vorbeigeht, war er doch vorher sogar offen gegen ihn aufgetreten. Der Einfluß seines Freundes Friedr. Nicolai machte sich seit den sechziger Jahren schon in überwiegendem Maße geltend; 1777 ging er auf Nicolais Vorschlag ein, zu einer Sammlung von Volksliedern als Parodie auf Herders „Stimmen der Völker in Liedern" beizusteuern.[4] Möser schickte einige

---

[1] X, 161.

[2] X, 155.

[3] De la littérature allemande, herausgeg. von L. Geiger, Deutsche Litteraturdenkmale 16, 2. Aufl. 1902. S. 19.

[4] Nicolai schreibt darum an Möser: „Meine Absicht ist, unsern feinwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben. Könnten Sie mir dazu einige aus den osnabrückschen und andern westphälischen Gegenden schaffen? Ich dächte, es müßte da schöne Spinnstubenlieder geben." X, 165.

plattdeutsche Lieder ein und begrüßte das Erscheinen des Almanachs[1]) in einem Briefe an Nicolai vom 14. Dez. 1778:

„Meister Seuberlich kann mit Recht aufhören; er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apostel Heiden; und die Narren, die ihm nachschreien, haben ihm mehr zu danken, als sie erkennen wollen. Wehe dem armen Geschöpfe, dessen Geschmack sich von solchen Windfedern leiten läßt!" X, 175.

§ 6. Mösers Sprach- und Stiltheorie.

Innerlich damit verwandt, noch tiefer in diese Entwicklung eingreifend ist die prinzipielle Frage nach dem Wesen und Wert der Dichtkunst: Möser empfand nichts von der dichterischen Begeisterung Herders, nichts von dem Ueberschwang der Geniezeit. „Die Dichter mögen noch so sehr in Dithyramben rasen, oder uns in ihren Bardenliedern das warme Blut aus Hirnschädeln zutrinken — es bleibt immer ein müßiges Volk, und unsere Ehrbegierde wird dadurch nicht nach ihrem Verdienste genährt. Setzen sie uns auch bisweilen in eine angenehme Begeisterung, so ist es doch nur ein kurzer Rausch, und die Tätigkeit gewinnet bei einer vorgebildeten Gefahr dasjenige nicht, was sie bei einer wirklichen und anhaltenden findet."[2]) Auf das Positive, auf praktische Werte ist Mösers Streben

[1]) Im 2. Teile des Almanachs abgedruckt: Eyn feyner kleyner Almanach vol schönen echten liblichen Volkslieder, lustigen Reyen unndt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich, weyl. Benkelsengernn zu Dessau, herausgegeb. von Daniel Seuberlich, Schustermeister Ritzmück ann der Elbe. 1. und 2. Jahrgang. Berlynn unndt Stettynn 1777 und 1778. Vgl. Schierbaum, J. M.'s Beiträge zu Nicolais „Kl. f. A.", Niedersachsen, 1. Februar 1909. Jahrg. 14. 119 und 163 ff.

[2]) „Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften." III, 88.

von Anfang an gerichtet. „Zu wünschen wäre es, daß unsere heutige Bardensänger mehr die alten, wahren Sitten studieren und uns mit den Gebräuchen unsrer Vorfahren auf eine lehrreiche Art bekannt machen möchten, anstatt daß sie bloß ihre Einbildung in Unkosten setzen."[1]) Und so ist er sein Leben lang ein Anhänger der alten Theorie von der Nützlichkeit der Poesie geblieben. Sein Schriftstellerbekenntnis[2]) lautet: „Ich habe immer gewünscht, nützliche Wahrheiten, die mir von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringliche Art zu predigen. . . . . Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk, wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt." Die alte Auffassung der Literatur will an dieser Stelle auf Neuerungen ihrer Ausdrucksmittel hemmend oder doch zügelnd zurückwirken. Als einer der bedeutendsten allgemeinen Faktoren bestimmt die Theorie vom Werte der Literatur Sprache und Stil in entscheidendem Sinne: um ein vollständiges Bild zu sehen, stellen wir dazu die reichentwickelten Züge der Individualität Mösers.

Die Theorie der Nützlichkeit ist es zunächst, die in weitem Umfange Mösers Ansichten zugrunde liegt. Das Mahnwort an den deutschen Bauer, „das Nothwendige in seiner Vollkommenheit zu haben"[3]) ist ihre charakteristische Prägung; ihre praktischen Forderungen: für den Hi-

---

[1]) II, 346 (1774).

[2]) X, 157, in einem Briefe an Nicolai! Dazu bes. „An einen jungen Dichter" IV, 89: „Der Nutzen den die Dichtkunst bringt, und der Vortheil, welchen die menschliche Glückseligkeit davon zieht, ist also zu jeder Zeit das Maß gewesen, wonach man ihren Werth bestimmt hat . . ."

[3]) Besonders eindringlich in der „O. G." VI, 98.

storiker, Sprache und Stil der Vergangenheit ihrer geschichtlichen Entwicklung nach zu verfolgen, für den Stilisten, die Sprache in all ihren Zweigen, wie sie in der Gegenwart gesprochen wird, kennen zu lernen und für die Literatur nutzbar zu machen. Unter diesen beiden Gesichtspunkten erscheint auch bei ihm die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache. Kommt bei Goethe[1]) die wechselnde Bedeutung der Wörter zuletzt, so steht sie bei Möser obenan; kommt bei Goethe[1]) zuerst die Armut der Sprache im Vergleich zum Reichtum der Natur,[2]) so geht Möser leichten Herzens daran vorbei, lehnt eine Besserung dieses Mangels sogar grundsätzlich ab, um sich ganz auf die Sprache des täglichen Lebens zu konzentrieren.[3]) Denn „wer einen Menschen recht kennet, fühlt allemal dessen üble oder gute Gemüthsart besser, als er solches ausdrücken kann. Er wird sich nur unvollkommen in der Beschreibung ausdrücken, aber richtig nach seiner Empfindung urtheilen, wenn er den Ausspruch [= Richterspruch] thun

---

[1]) Vgl. M. Jöris, a. a. O.: „Objective Gründe der Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache."

[2]) Aehnlich bei Schiller die abstrakt philosophische Reflexion: Verstand und Gemüt umfassen mehr als die Sprache auszudrücken vermag. Vgl. H. Michel, Schillers Ansichten über die Sprache, Euph. 12, 25 ff. S. 36/37.

[3]) „Die deutsche Sprache wird von Einigen für sehr reich gehalten; mir aber kommt sie noch immer zu arm vor, nicht so wohl deßwillen, weil sie in das Wesen einer Sache gar nicht eindringen kann; denn diesen Mangel haben auch unsere Begriffe, und zu etwas Mehrerem als unsre Begriffe auszudrücken, ist keine Sprache gemacht; auch nicht um deßwillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann; denn auch hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck — man dürfte nicht einmal wünschen, einen solchen Reichthum zu haben, womit man diesem Unterschied in's Unendliche nachfolgen könne", V, 82.

ſoll.[1]) Sein ſchlichtes Weſen haßte nichts mehr als die „verfeinerten Begriffe“: den Müller, den er zu Anfang dieſes Aufſatzes[2]) in Fachausdrücken reden läßt, fährt er an: „So ſpreche Er doch deutſch, mein Freund! ich höre wohl, daß von einer Windmühle die Rede iſt; aber ich bin kein Mühlenbaumeiſter, der die tauſend Kleinigkeiten, ſo zu einer Mühle gehören, mit Namen kennet“ und knüpft daran die Betrachtung: „Auch die beſten unter den [Schriftſtellern, die für das Publicum ſchreiben,] ſchreiben nicht mehr für das gemeine Auge; ihre Worte ſind nach ihrer zu ſcharfen Einſicht geſtimmt, ihre Begriffe ſind zu tief aus der Sache geſchöpft .... es iſt gegen die Natur der Sache, unendlich kleinen Theilchen, und unendlich feinen Unterſchieden Größe und Farbe zu geben, daß ſie ein jeder ſehen und empfinden kann. Außer dem engen Kreiſe der Wiſſenſchaften verwirrt man nur damit den geſunden Menſchenverſtand. Die ganze Behandlung einer Sache und die zu deren Vortrag gewidmete Sprache wird dadurch entweder zu ſcharf beſtimmt, oder zu mannichfaltig, um ſie zu ſeinen ordentlichen Bedürfniſſen zu gebrauchen....“

Dem engen Gebiet der Fachwiſſenſchaft die feine, differenzierte Fachſprache, dem Volke aber die einfache und le-

---

[1]) I, 418; vgl. beſonders auch IV, 5 „Ihre Klage, liebſter ..“

[2]) „Ueber die verfeinerten Begriffe“ III, 250 ff.; dazu X, 143, über Abbt: „Es ſchien als wenn er ſeine Gegenſtände durch ein weit ſchärferes Glas als Andere beurtheilte, und ſeine Ausdrücke waren nach dem Maße ſeiner eigenen Empfindungen gerecht; aber nicht nach dem Maße, welches die Menſchen insgemein haben, und nach welchem er ſich doch in ſeinen Schriften zu richten hatte.“ Schon Bodmer hatte im „Mahler der Sitten“ (1746) geklagt, die „Sprache des Umgangs und die Sprache der Sitten ſeien in Deutſchland zwei ganz verſchiedene Sachen.“ (Socin, a. a. O.); ſpäter häufig, z. B. Deutſches Muſeum 1779, 2, 393; vgl. über Schiller, Michel, Euph. 12, 41.

bendige Volkssprache! Welch ein Wandel der Zeit, wenn man damit Gellerts Theorie vergleicht![1]) Dort der ängstlich abgezirkelte Ausschnitt der Konversationsmanier, hier der ganze Kreis der Sprache des täglichen Lebens; dort als Richtlinie Geschmack oder gar pedantischer Regelzwang Gottschedscher Schule, hier Gefühl und die Zustimmung des Volkes: „mir ist der Beifall einer ungelehrten Person von richtigem Gefühle angenehmer als alles übrige."[2])

Mannigfaltigkeit ist einer der Grundzüge Möserscher Individualität: Mannigfaltigkeit der Natur muß sich in einer Mannigfaltigkeit der Sprache widerspiegeln. „Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er Alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt . . . .!"[3]) Und nur der breite Strom der Volkssprache kann Mannigfaltigkeit bringen: im höchsten Maße wird Möser ein Streiter für die neue Richtung, Volk und Literatur wieder zu verschmelzen. Denn „eine Sprache haben, worin alle Muthwilligkeiten und Aeffereyen, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient,

---

[1]) W. Eiermann, Gellerts Briefstil (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgeg. von W. Uhl, Heft 23) Leipzig 1912. S. 3 ff.

[2]) In einem Brief an Nicolai, X, 157.

[3]) I, 134. Künstlerische und politische Auffassung sind im Einklang: „In der That aber entfernen wir uns durch [die allgemeinen Gesetzbücher] von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der Alles nach wenig Regeln zwingen will und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verlieret. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur ausgearbeitet und es nicht gewagt haben, eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen, und ihren Meißel nach dieser zu führen uff." II, 21.

dargestellt werden können", das heißt ihm „in deutscher Luft athmen."[1]) Lessing und Goethe — eine bedeutsame Zusammenstellung! — haben am meisten dazu geholfen.[2]) Mit Lessing[3]) stimmt er auch darin überein, daß er Hallers und Klopstocks Bereicherung der Dichtersprache bewundert,[4]) den Ueberschwenglichkeiten der Empfindsamen gegenüber aber kühl bleibt; „einzelne Parthien", wie das „stille Große" und das „volle Sanfte" mögen sie auch „mächtig darstellen können",[4]) im ganzen wehrt er sich jedoch energisch dagegen, wenn er z. B. in seiner köstlichen Ironie „an eine Freundin" schreibt: „Kein säuselnder Westwind wehte über Ihr Haupt, als Sie darüber nachdachten und das Resultat Ihres Herzens niederschrieben . . . .; nein, meine Beste, Nichts riecht in Ihrem Briefe nach der modernen Empfindsamkeit. Sie zeigen mir viel mehr, daß Sie mit Seele und Kraft schrieben . . . .".[5]) „Seele und Kraft" verlangt er von der Sprache, Geradheit und Derbheit, wenn er an Abbt tadelt.[6]) „In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes, und wie er von Genf zurückkam, mußten wir

---

[1]) Spr. u. Lit. 22.

[2]) Spr. u. Lit. 21.

[3]) Er. Schmidt, Lessing II, 691.

[4]) Spr. u. Lit. 22.

[5]) V, 50; vgl. ferner die Parodie „für die Empfindsamen" III, 61 ff. und „Spr. u. Lit." 19: „Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir also empfinden ausdrücken, verlassen wir auch schon einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet hoben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Goethe in Werthers Leiden, blos der erhöheten Empfindung, und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf." Nicolais „Leiden u. Freuden" waren ihm denn auch willkommen, vgl. X, 159.

[6]) An Nicolai X, 142.

ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dies war auch der Fehler seiner Schriften . . ."

Von einem Hauch des „Sturms und Drangs" ist die Begeisterung für die Kraft der Rede umweht. Einen bedeutenden Schritt tut Möser weiter in das neue Land als Lessing, dem „die größte Deutlichkeit immer die größte Schönheit war",[1]) doch nicht zu weit, um Maß und besonnenes Urteil zu verlieren. „Niemand verwehrt es dem Genie, alle vor ihm gewesene Regeln zu überschreiten, und man kann mit Recht sagen, das Genie sei daran gar nicht gebunden, und es gebe gar keinen Gesetzgeber für das Genie. Aber indem der Adler solchergestalt seinen eigenen kühnen Flug nimmt, so muß er sich doch in einer Bahn halten, wo ihn die Sonne nicht verbrennt; dann nennt man es eine richtige und glückliche Erfahrung, wenn ihm hierin auch kein Adler vorgeflogen ist, oder nachfliegen kann; und diese Erfahrung ist seine Regel."[2]) Kraftgenialisches Ausleben des Einzelnen, die stürmische Forderung der Geniezeit, teilt Möser nicht, weil die Allgemeinheit dabei leer ausgeht.

Noch waltet darin der Gedanke vom Nutzen, noch heischt er, will sich einer kühn darüber hinwegsetzen, die Beobachtung der Regeln.[3]) Aber wie neu und eigenartig stellen sich die Regeln dar! Sie sind die Natur selbst: die Betrachtung der Natur ist das Gesetz des Schriftstellers.[4])

[1]) Erich Schmidt, Lessing. II, 709.

[2]) V, 75.

[3]) „Sie sehen also, liebster Freund, daß auch der höchste Flug sein Maß und seine Regel hat, und daß einer sich nicht leicht davon entfernen kann, ohne einen Fehler zu begehen." V, 75.

[4]) So in einem Brief an Nicolai über Abbts Plan, eine „allgemeine Welthistorie" als „Auszug aus anderer Leute Arbeit zu machen": „Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von Andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen. Ein solches Werk wird

Um den Reichtum der Natur zu erfassen, „zu erfahren,“[1]) muß er ihn häufig durchdenken, mit dem Verstande zu begreifen suchen[2]) und jede neue „Wahrheit,“ die er entdeckt hat, niederschreiben. So weit geht er mit Lessing zusammen, der auch „nie im Sturm und Drang improvisierender Erleuchtung schrieb.“[3]) Schreitet dann der nüchtern abwägende Lessing in den Bahnen des Verstandes fort und ringt seinem unvergleichlichen Scharfsinn die fein zugespitzten Formen ab, so wird Möser von den Flügeln der Phantasie getragen: er „muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren; muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern.“[4]) Den „glücklichen Augenblick“ muß er erwarten, worin das längst Gedachte zum Erlebnis wird, da „hat sich die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt.“ Hat er alles Vorhergefundene sorgfältig in diesen Rahmen eingestellt,[5]) so „überläßt“ er die Ausgestaltung, „das Colorit der Hand, die, was die erhitzte Einbil-

---

allezeit etwas Gedehntes behalten. Beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden. Der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht oder mehrenteils witzig.“ X, 147.

[1]) „Jede Regel muß das Resultat einer richtigen und glücklichen Erfahrung sein.“ V, 79.

[2]) Im folgenden nach dem Aufsatz „Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange“. IV, 5 ff.

[3]) Er. Schmidt, Lessing II, 694.

[4]) IV, 9.

[5]) „Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählich an, klar, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und Jedes auf seine Stelle zu bringen.“ IV, 7.

dung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen."[1])

Ein bedeutsamer Umschwung in der Behandlung der Prosa. Ihr Inhalt ist nach wie vor dem Zweck untergeordnet, ihre Form ist auf dem Wege, die Fesseln zu sprengen und ein eigenes Leben anzufangen. Von Klopstock noch wenig beachtet, wird sie jetzt zu eigener Geltung erhoben. Wohl ist und bleibt sie an den Stoff gebunden; doch statt ihn dürftig einzukleiden, formt und schmückt sie ihn und erhält eigenen Wert, wie die Blüte, die ihr Dasein nur durch den Stamm, doch ihre eigene Schönheit hat und mit dieser erst dem Baum seine volle Pracht gibt.

Die prinzipielle Neuerung, die sich auch im Streben der Zeitgenossen durchsetzte, erlangt ihre besondere Bedeutung durch die individuelle Auffassung Mösers. Der Prosastil schmilzt aus der Tätigkeit des Verstandes und der Phantasie zusammen und wird durch die Hand des Künstlers gestaltet. Denn „unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann."[2]) Seine eigene Schriftstellerei stand jederzeit unter diesem Leitmotiv, wie seine Briefe häufig bekunden: „Aufsätze dieser Art erfordern ihren eigenen Augenblick; fehlt dieser, so wird alles steif und lahm, und man wird **Pédagogus** ohne Beruf."[3]) „Ich habe noch eine Menge von Aufsätzen liegen, die ich bei guter Laune ange-

---

[1]) „Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll." IV, 8.

[2]) IV, 8/9.

[3]) X, 161 (an Nicolai).

fangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erste Augenblick nicht wieder kommt; und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet.“ [1])

II. Teil.

Sprache und Stil in Mösers Werken.

§ 7. Chronologie der Werke.

Die Untersuchung muß notwendig chronologisch verfahren. Zu diesem Zweck muß die Ueberlieferung geordnet werden; dabei ist einmal, für die individuelle Leistung Mösers, auf genaue Datierung der Abfassung, anderseits, für die Abmessung seiner stilistischen Bedeutung, auf Fixierung des Erscheinungsjahres Bedacht zu nehmen. Eine Bearbeitung der Textgeschichte wird die neue Gesamtausgabe Mösers bringen, die von der Preußischen Akademie vorbereitet wird.[2])

Die Herstellung des ursprünglichen Zustandes wird besonders für die Erkenntnis der Abhängigkeit vom heimischen Dialekt manches Neue ergeben; ist doch die letzte Ausgabe von Abeken, die zugrunde gelegt werden mußte, gerade in diesem Punkte der Schriftsprache ihrer Zeit angepaßt. Abeken sagt zwar,[3]) er habe sich in der „Orthographie“ (!) an

[1]) X, 186 (an Nicolai); vgl. ferner X, 162: Die Redaction eines 3. Bandes der „Phant.“ „hängt von günstigen Augenblicken ab, die sich nicht erzwingen lassen“; X, 163. „Dieses [die Amtsgeschäfte] hält mich vom Phantasiren zurück, und belastet die freudige Einbildung zu sehr, um sich nach ihrem Muthwillen zu beschäftigen.“

[2]) Euphorion 14, S. 269 Anm. 3.

[3]) Einleitung I, 80.

die letzte Ausgabe gehalten, „sich nur bemüht, etwas mehr Konsequenz in jene Schreibweise zu bringen, sich aber wohl gehütet, nunmehr Veraltetes, insofern es charakteristisch für Möser und seine Zeit war, wegzuschaffen; ja er habe öfters die ursprüngliche Schreibweise Mösers hergestellt; auch die gedehnten Verbalformen und Provincialismen stehen lassen." J. Grimm aber hebt in der Besprechung dieser Ausgabe hervor,[1]) daß „Möser, dem es wie wenigen Zeitgenossen gelang sich in der Muttersprache frei und gewandt zu bewegen, seine mehr oder minder entwickelten Grundsätze über die Schreibweise gehabt oder befolgt habe; und daß diese aus seinen Handschriften und Briefen, wie sie dem . . . Herausgeber hinreichend vorlagen, erkannt werden müßten." „Mit Fug," sagt er dann,[2]) „sind einige niedersächsische Eigenheiten getilgt worden, die Möser anklebten, so konnte er sich nicht ganz in den Unterschied zwischen vor und für finden!" Somit wird der Rahmen, in den die Untersuchung den heimischen Dialekt stellt, eher weiter als enger zu spannen sein.

Für das Schreiben „über die deutsche Sprache und Litteratur" ist die kritische Ausgabe von Schüddekopf[3]) zu grunde gelegt, über die Textgeschichte vgl. Einleitung XXIII ff.

I. 1740—1760.

Gedichte:

Wahrscheinlich 1742.[4]) Die weise und tapfre Regierung Seiner Königlichen Majestät in Preußen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Friedrichs besungen von M. O. Riese. Gedruckt Spr. u. Lit. X—XIII.

---

[1]) Kleinere Schriften V, 348.

[2]) A. a. O., 349.

[3]) Deutsche Literaturdenkmale d. 18. u. 19. Jhdts., herausgeg. v. A. Sauer, 122.

[4]) Spr. u. Lit. Einl. X.

18. März 1743.[1]) Jubelode, womit ihren gnädigsten Obervorsteher Den Hochgebohrnen .... unterthänigst besinget die Deutsche Gesellschaft in Göttingen durch Just. Möser.

27. Januar 1745. Seinem lieben Bruder .... zum zärtlichen und betrübten Angedenken ....

Nicht bei Abeken. 1746. Ein Wochenblatt.[2])
50 Nummern, das 1. vom 5. Jan., das letzte v. 27. Dez. 1746. Hannover.

Davon bei Abeken die Vorrede IX, 233—235, Zweites Stück IX, 235—240. 1747. Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit. Vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausgetheilt. Von J. M., S. D., H. R. S. D., Hannover, 1747.
Außerdem gehört in diese Zeit der von der Zensur gestrichene Artikel „Die Bekehrung im Alter", Patr. Phant. IV, 182.[3])

Nicht bei Abeken. 1749. Die deutsche Zuschauerin. Ein Wochenblatt. Hannover. Darin von Möser: I, II, IV—VII, IX—XI, XIII—XV, XXVIII, XXIX.[4])

Bei Abeken nur die Vorrede, IX, 201 ff. u. 1. Aufz., 5. Sc. X, 121 ff. 17(48)49. Arminius. Ein Trauerspiel. Gedichtet 1748; gedr. Hannover u. Götting. 1749.[5])

Abeken V, 215 ff. 1750. Lettre à Mr. de Voltaire .....

Abeken IX, 211 ff. 1755. Nachricht aus dem ersten gedruckten deutschen Titular- und Formularbuch [aus dem „Osnabrückischen Journal . . .] Dazu die Aufsätze:

Abeken IX, 220, IX, 221, IX, 222. Abeken IX, 3 ff. 1756.[6]) Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Hannover.

---

[1]) Spr. u. Lit. Einl. IX.

[2]) Nach Nicolai, IX, 232.

[3]) Vgl. Vorrede von J. v. Voigts IV, 4.

[4]) Nach Schierbaum, 34 (Berichtigung zu IX, 233).

[5]) Nach Schierbaum, 28.

[6]) In den fünfziger Jahren entstanden, 1756 abgeschlossen, vgl. Mösers Einl. IX, 3.

1760. Unterthänigste Vorstellung und Bitte. . . . . Abeken IX, 55 ff

II. 1760—1794.

1761. Harlequin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. Abeken IX, 63 ff.

1762. Schreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben bei Herrn Johann Jakob Rousseau. Abeken V, 230 ff.

1763. Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlequins Heirath. Ein Nachspiel in einem Aufzuge.[1] Abeken IX, 107 ff.

Von 1765 an Recensionen aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Abeken IX, 240—249.

1766, 4. Okt. Erste Nummer der „wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter", Mösers „Abhandlung von dem Verfall des Osnabrückischen Linnenhandels und den Mitteln, solchen wieder auf zu helfen".

Seit 1768, getrennt als „Nützliche Beilagen zum Osnabrückischen Intelligenzblatt",

seit 1773 als „Westfälische Beiträge zum Nutzen und Vergnügen".

Bis 1782[2] unter Mösers Redaktion.

1774, gesammelt und von Mösers Tochter J. W. J. v. Voigts herausgegeben als „Patriotische Phantasien". Abeken I—IV.

Einzelne, in die „Patr. Phant." nicht aufgenommene Aufsätze, sind, mit Fragmenten zusammen, abgedruckt: Abeken V, 1—204

---

[1] Auf Mösers Reise nach England (1763) entstanden. M. sandte das Manuskript an Nicolai, der es dem Schauspieler Dobbelin zur Aufführung gab. D. führte das Stück jedoch nicht auf, gab auch das Manuskript nicht zurück — es befand sich außerdem noch ein „ernsthaftes Schauspiel" darin. Das Nachspiel allein fand sich später wieder und wurde von Nicolai zuerst abgedruckt, vgl. Nicolai X, 64.

[2] Vgl. IV, 1.

Abeken VI, 1—221.[1]) 1768. Osnabrückische Geschichte. Allgemeine Einleitung. Während des siebenjährigen Krieges entstanden die ersten Stücke, 1764 begann der Druck, 1768 erschienen 200 Exemplare.[2])

Bei Abeken VI, IX, XXIII. Nach der Ausgabe von 1773. Neugedruckt i. d. Deutsch. Literaturdenkm. des 18/19 Jh. Nr. 40/41. S. 114—123. Ein Auszug daraus, von Herder angefertigt,

1773. Deutsche Geschichte in „Von Deutscher Art und Kunst. Einige Fliegende Blätter".

1780. Osnabrückische Geschichte. 2. Ausgabe. Seit 1780[3]) erschienen die Fortsetzungen in den „Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen"; sie sind gesammelt und herausgegeben von C. Stüve.

Abeken VI—VII, 192. Abeken VII, 192 ff. Abeken VIII (Urkunden).

Abeken V, 252—294. Abeken IX, 250—297. 1773—94. Einzelne Schriften, offene Briefe u. dgl. Zwei Gedichte in Schmidts „Almanach der deutschen Musen" auf d. Jahr 1777. Antikandide und Historisches aus dem Westphälischen Magazin.

Schüddekopf, Deutsche Literaturdenkm. Nr. 122. 1781. Ueber die deutsche Sprache und Litteratur. Zuerst erschienen in den „Westphälischen Beiträgen" Stück 9, 11—13 und 17; dann Hamburg 1781.

---

1. Abschnitt. Die Anfänge seiner Schriftstellerei.

(1740—1760.)

Ich werde die Erstlingsarbeiten Mösers zusammenfassend behandeln, räume dabei aber der Abhandlung „über den Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften" (1756) den ersten Platz ein. Der äußere Grund: es ist die erste größere und selbständig gedruckte Schrift, vor allem

---

[1]) Es sind die 4 ersten Abschnitte, 2 und 3 nicht wesentlich verändert, über die Aenderung von 1 und 4 siehe Stüve VII, Vorr. 2, XIV.

[2]) Vgl. Stüve VII, 2, XI ff.

[3]) Vgl. Stüve VII, 2, IX ff.

werden aber innere Gründe der Stilkritik die Bevorzugung ins rechte Licht rücken.

Aus der theoretischen Erörterung haben wir für den Anfang seiner Schriftstellerei keinen sicheren Ausgangspunkt für die Stilrichtung gewinnen können. Wir müssen daher die Stiluntersuchung auf den allgemeinen Sprachzustand der Zeit von 1740—1760 aufbauen. Die sprachliche Voraussetzung für Mösers besondere Verhältnisse umfaßt zwei Gebiete:

A. Mündliche, B. Schriftliche Ueberlieferung.[1])

A. Die mündliche Ueberlieferung.

§ 8. Der plattdeutsche Dialekt und die hochdeutsche Umgangssprache der Heimat.

Möser hörte und sprach von Kind auf die niederdeutsche Mundart (Westfälisch). Sie wurde in seiner Vaterstadt damals noch in viel weiterem Umfange gesprochen als heute, fand sich noch in höhern Gesellschaftsklassen, wo sie heute völlig ausgestorben ist, und war die einzige Sprache des gemeinen Mannes, bei dem sie zwar auch heute noch vorherrscht, aber — in der Stadt selbst — schon stark zurückgeht. Möser lebte also recht eigentlich in ihr als in seiner Muttersprache. Und doch findet sich in seinen ersten Schriften keine Spur davon, kein niederdeutsches Wort, nirgends ein Anklang an heimische Töne. Er hat sich völlig von dem

[1]) Für das Folgende vgl. Konrad Burdach, über die Sprache des jungen Goethe. Verhandlg. deutscher Philologen. Dessau 37. 1889. Leipz. 1885. S. 173. Burdachs Einteilung in 1) sprachgeschichtliche, 2) literarhistorische Sprachbildung ist für Möser unmöglich — „sprachgeschichtlich" für den Dialekt ist zu eng; als literarhistorisch muß nicht nur bewußter, sondern auch unbewußter Einfluß der Lektüre gelten. Daher teile ich nach dem Bildungsgang Mösers ein.

Mutterboden seiner Sprache losgelöst und ist mit in den großen Strom des Hochdeutschen eingetreten.

Hochdeutsch hatte er nun freilich auch schon als Kind gesprochen, nicht erst, wie die Söhne alteingesessener Bürger, in der Schule, sondern von Anfang an im Elternhause. Mösers Familie stammte aus der Kurmark und setzte sich seit langem aus Juristen, Lehrern oder Geistlichen zusammen.[1]) Die hochdeutsche Umgangssprache wird, wie allgemein in die gebildeten Kreise Norddeutschlands, am Ende des 17. Jahrhunderts in das Mösersche Haus eingedrungen sein. Auch sie schleppte noch die Schlacken des Läuterungsprozesses mit sich, besonders darum, weil sie Mösers Großvater nach Osnabrück, das die Entwicklung langsamer durchmachte, verpflanzt hatte. Der heimische Dialekt klang damals noch mehr als heute durch das neue Deutsch hindurch; vor allem war die syntaktische Einrichtung rückständiger als heute. Idiotismen wechselten im bunten Durcheinander mit den reinen Formen des Hochdeutschen, wovon uns Möser später selbst ein treffliches Bild gibt in seiner „Erzählung, wie es viele giebt" (III, 152 ff.). Auch davon finden wir bei dem Schriftsteller Möser nur ganz geringen Widerschein, etwa „oben" als Präposition „über"[2]): „ein oben meiner Stube wohnender Engländer" IX, 210. Vielleicht noch einige Redensarten von der Art der heute noch echt osnabrückischen Wendung „Anstalten machen": Bemühungen machen, betreiben: „Unzählige mal hat er den Römern die Anstalten, welche jener zur Vertilgung derselben machte, verraten" IX, 203. Aber im ganzen genommen erscheint seine Sprache durchaus als rein hochdeutsch *im Sinne Gottscheds*.

---

[1]) Nicolai, Leben Justus Mösers X, 6.

[2]) Im Dialekt ursprünglich nur „boven", vgl. Jd. Osn. 30 boven: 1) oben; 2) drüber; nach der doppelten Bedeutung von „boven" ist dann „oben" auch in beiderlei Sinne gebraucht.

Möser mußte also seine Muttersprache, wie sie ihm als Kind und später im Leben vertraut geworden war, als Schriftsteller gänzlich abstreifen und eine neue Sprache annehmen. Das war die erste Forderung seiner Zeit. Er teilte darin das Los seiner niedersächsischen Stammesgenossen und weiterhin des größten Teiles der Deutschen überhaupt. Wie schwer die Arbeit auch gewesen sein mag — wir empfinden sie ja heute noch genau so —, es wagte niemand, wenigstens in Norddeutschland nicht, die Fesseln zu sprengen, die dem heimischen Wesen durch die Herrschaft der fremden Sprache aufgezwungen wurde.

B. Die schriftliche Ueberlieferung.

§ 9. Fremdländisches.

Die schriftlich überlieferte Form der Buchsprache war das Produkt sehr verschiedener Einwirkungen. Wir versetzen uns in die allgemeinen Verhältnisse und verfolgen den Bildungsgang Mösers:

Die Schule brachte ihm vor allem zunächst das Lateinische zu. Er lernte es auf dem Osnabrücker Ratsgymnasium so gründlich, daß er, wie wir schon sahen, eine für seinen Lehrer unangenehme Gewandtheit im lateinischen Stil erreichte. Als Student und in seinem späteren Beruf hatte er sich viel mit dem Lateinischen zu befassen; dazu stöberte er schon früh in Urkunden und zeigte bei ihrer Verarbeitung, wie gut er das Latein beherrschte.

Wir suchen in seinen Jugendschriften vergeblich nach Abdrücken dieser Kenntnisse. Sein Wortschatz ist ganz frei von lateinischem Einfluß, sein Satzbau klingt nicht mehr ans Lateinische an als die Kanzleisprache insgemein, die viel Aehnlichkeit mit ihrem Muster bewahrt hatte.

Wir sahen sodann, welch große Rolle das Französische gespielt hat. Für den Beginn seiner Schriftstellerei

bezeugt er uns nachdrücklich den französischen Einfluß: Marivaux und St. Evremont habe er mehr als zehnmal durchgelesen und nach ihnen seine ersten Stilübungen gemacht.[1]) Gehen wir von dieser Voraussetzung aus, so sind wir auf den ersten Blick einigermaßen enttäuscht. Im Wortschatz finden wir sehr wenig rein französische Bestandteile. Wir begegnen wohl einmal dem französischen „Chimäre" IX, 30, und „reflektieren" (in der ursprünglichen Bedeutung) mag direktem französischen Einfluß entstammen.

Eine sanfte Hoffnung, welche mit majestätischen Schritten über das Grab hinweg trat, reflektierte von diesen prächtigen Szenen — IX, 26. Aber wir treffen auch das Gegenteil an, Verdeutschung französischer Worte. Schon in den Wochenschriften begegnet das schöne „Wölkung" statt des französischen Nuance: IX, 202 (und dann häufig); so steht auch das allgemeinere „Weltzeit" statt „Epoche": IX, 203. Die Verdeutschung der vielgebrauchten Ausdrücke legt direkte Abwehr des Französischen nahe; auf jeden Fall war er über die grobe Uebernahme hinaus.

Auch der Satzbau zeigt auf den ersten Blick keine auffällige Aehnlichkeit mit dem französischen; die Perioden zeigen im Rohbau keinen ins Auge springenden französischen Typus. Und doch trägt der Gesamteindruck das Gepräge des fremden Geistes an sich. Besonders die Abhandlung über den „Wert wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften" ist aus dem französischen Ideenkreis geboren. Der Stoff war ja auch ganz dazu angetan. Der Nachruf, oder besser: die Leichenrede auf seinen Freund J. Fr. v. d. Busssche wird zu einer allgemeinen Verherrlichung der menschlichen Eigenschaften; die Form macht eine ähnliche Erweiterung mit, vom einfachen Bericht zur gravitätischen Rhetorik im glän-

[1]) Brief an Nicolai X, 190; vgl. auch X, 234.

zenden Stil der Franzoſen. So wird der Aufbau der Perioden reich, überreich nach allen Richtungen; man leſe etwa: und ſowie ein jeder Teil der Welt eine Lage, einen Hang, oder Inſtinkt empfangen, ſich der Vollkommenheit des Auges zu fügen, und ſelbſt die ſo weit von einander entfernten Sphären unter ſich ihre Beziehung haben, ſo ſchien auch beſonders dieſer ſanfte Zug zum allgemeinen Beſten der menſchlichen Geſellſchaft die weſentliche Modifikation ſeiner Seele zu ſein IX, 28.

Hier begegnet Dreigliedrigkeit, er verſteigt ſich aber ſehr häufig zu 4, 5 und noch mehr Gliedern.

Allein ſo viel iſt gewiß, daß wir ein großes Vergnügen in beiden finden, und auf einer wüſten Inſel einſam, ungeliebt, ungeehrt und von keinem Freunde bewillkommnet, unendlich weniger vergnügt ſein würden IX, 29.

Dadurch werden Wiederholungen erforderlich, ſie werden gleichzeitig als Steigerungsmittel verwandt.

Dann laſſen Sie immerhin den Himmel vor einem ſolchen Unzufriednen ſich erweitern; laſſen Sie dasjenige, was eben der Gipfel . . . . IX, 24.

Er wohnte unter dem Schutze eines Fürſten, welcher ſeine Unterthanen liebte, und ſich mit ſeiner natürlichen Fürſorge in ihre kleinſten Beſchwerden willig herabließ, eines Fürſten, welcher zu ſtolz war, den Zehnten von Almoſen zu erheben, eines Fürſten, welcher zu zärtlich war . . . IX, 33.

Schließlich artet dieſe Eigentümlichkeit in bloße Rhetorik aus; z. B.:

Der wohlthätige Schöpfer pflanzte mit ſeinen göttlichen Händen Triebe in unſer Herz, ſanfte, edle Triebe, Triebe der Erkenntlichkeit gegen ſeine unendliche Güte IX, 13.

Aehnlicher Art iſt die Wiederaufnahme des Vorhergeſagten durch ein verallgemeinerndes Subſtantiv mit dem Demonſtrativpronomen:

Die Menschenliebe, diese würdige Neigung vernünftiger und zu einem Zweck verbundener Geschöpfe, war eine Folge seiner Empfindungen IX, 28.

Die Redlichkeit, diese Nerve rechtschaffener Neigungen IX, 35.

Jedoch sollten die glücklichen Leidenschaften, dieses zärtliche Gefühl, diese natürliche Güte des Herzens, diese süße Thräne, welche mir Ihre Freundschaft ablocket, sollten diese die Tugend verfälschen können? IX, 13.

Zierlicher, galanter Schmuck geht in Geziertheit über. Der Inhalt verschwimmt, wir hören nur ein vielstimmiges Geläut prächtiger Worte, das deutlich den französischen Einschlag, den glänzenden Stil Marivaux' anklingen läßt.[1] Man lese die folgenden Sätze und beachte besonders die Epitheta:

Er trat mit zerknirschendem Fuße über diese in goldnem Staube und zierlichen Krümmungen fort arbeitenden, am Ende zu flatternden Schmetterlingen bestimmter Raupen hinweg IX, 34.

Die Gedanken sind bis zum äußersten gesteigert. Als Mittel kommen dem Schreiber besonders die Epitheta in Betracht; kein Satz geht ohne 3 und mehr Epitheta ornantia hin. Ich hebe von einigen Seiten die bezeichnend-

---

[1] Eine wörtliche Uebernahme des französischen Vorbildes läßt sich nicht konstatieren. Das Folgende kann daher nur als Versuch gelten. Man vergleiche als Parallele Suchier-Birch-Hirschfeld, Geschichte der frz. Literatur 2 1913 II, 245/46 „Da er seine Seelenzustände darstellt, trachtet er auch nach Feinheit des Ausdrucks und nähert sich, wie seine Lustspielfiguren, mit zartem Umschweife und abgezirkelten Wendungen seinem Ziele." Ferner Gaston Deschamps, Marivaux. Paris 1907. S. 177 ff. (IV Le Marivaudage).

sten heraus: Geflügelt [= gut], stolz, prächtigst[1]) [= best], unendlich[1]) [= groß], unermüdet IX, 22; drohende Abhänge, unerstiegne Felsen, unwohnbare Wüsten, unbesegelte Meere IX, 23; majestätisch[1]) IX, 26, glänzend IX, 31, heroisch IX, 37/38. Charakteristisch ist besonders die pathetische Verwendung der Negation — un:[2]) unermeßlich IX, 24, unaufhaltbar IX, 27, unerschöpflich IX, 30, unersteiglich IX, 30, unaussprechlich[1]) IX, 31, unbemerkt IX, 33, unverborgen IX, 34. Zunächst die vielen Superlative: liebenswürdigst IX, 31, reinst IX, 33, mächtigst, wohltätigst IX, 33, weitest, zärtlichst, liebreichst, best IX, 38.

Diesem „Style épithété", der ein Wiederaufleben des in schmückenden Beiwörtern schwelgenden 17. Jahrhunderts bedeutet,[3]) entspricht eine zu dunklen Bildern neigende Breite:

Er jammert in seiner unbemerkten Hütte, und das Licht, welches die ganze Welt erheitert, fällt kaum mit einem zweimal gebrochenen Strahle in seine dunkle Höhle IX, 33.

Aehnlich wirkt das Metaphorische:

Denn die bildende Gottheit schwebte gleichsam noch über ihren Werken IX, 25.

Aber, versetzte er, diese mit der Tugend befreundeten Neigungen, diese glänzenden Körper, welche so leicht die Farbe der Tugend annehmen und uns durch ihren Widerschein verführen, wie oft erschleichen sie sich nicht unsern Beifall! Wie oft bekleidet nicht die natürliche Güte unserer Leidenschaften die Stelle der Tugend! IX, 11.

---

[1]) Modewort des 18. Jahrhundert. Vgl. W. Feldmann, Modewörter des 18. Jhdts., Zt. f. d. W. VI, 101 ff. u. 299 ff.

[2]) Wie sie Goethe später häufig anwandte. Vgl. P. Th. Bohner, die Negation bei Goethe, Zt. f. d. W. VI, Beiheft 153.

[3]) Er. Schmidt, Lessing II, 710.

Der Vergleich, das kunstvollste Stilmittel, ist der beste Prüfstein. Wie Möser selbst von den beiden vielgelesenen Franzosen sagt: „sie machten mich in der Moral zu fein und fast spitzfindig,“[1]) so sehen wir dasselbe bei der Form. Ihm lag diese Art im Grunde ganz und gar nicht; es gelingt ihm nicht, einen Vergleich nach ihrem Muster knapp und sinnfällig darzustellen, er muß zur Umschreibung greifen. Typisch ist dafür die folgende Stelle, die ich daher ganz hersetze: Denn lassen Sie immerhin den Himmel vor einem solchen Unzufriednen sich erweitern; lassen Sie dasjenige, was eben der Gipfel seiner Vollkommenheit zu sein schien, jetzt zu der allerkleinsten Stufe derselben werden; lassen Sie das unermeßliche Gefilde unendlicher Glückseligkeiten seinen Hoffnungen blühen, und sich seinen segnenden Bemühungen vergrößern; bewegen Sie tausend Elende, welchen er die Wangen getrocknet, mit ihrem Danke andre Tausend herbeizurufen, damit er gleich der weisen Vorsicht, diesem einen Trost, jenem einen Rath, und allen eine leutselige Willfährigkeit erzeigen möge; geben Sie ihm aber nicht die Kräfte, diese göttliche Sphäre zu erfüllen, so werden Sie gewiß Ihren Unzufriednen höchst unglücklich machen IX, 28.

Alles zusammen ergibt den Fehler des Stils, den er später selbst eindringlich rügte, wenn er sagte: „der Stil ist viel zu feierlich und prächtig, sowohl für die Sache als für die Absicht.“[2])

---

[1]) X, 190.

[2]) „Schade um das schöne Gesicht“ V, 94. Einerlei, ob dieser Aufsatz, wie Abeken V, 95 will, für die Wochenschriften von Möser verfaßt und später zur Abwehr dieses Stils wieder hervorgesucht, oder erst später für diesen Zweck verfaßt ist, wie Riehemann M. H. V. O., 26, S. 79, vermutet, steckt darin sicher ein biographischer Kern.

Jetzt steht er noch mitten in der wortreichen Rhetorik des galanten französischen Stils. Aber wir treffen daneben schon vereinzelte Züge einer Entfaltung seiner deutschen Eigenart (vgl. S. 88), sie bereiten uns auf eine Befreiung vom Banne des Fremdländischen vor (vgl. S. 176).

§ 10. 1. Das Deutsch der Kanzleisprache.

Im Jahre 1774 begegnete uns die erste, geharnischte Abwehr der Kanzleisprache; was lehrt uns nun die Sprachform seiner Jugendwerke für die schriftstellerische Praxis? Die Antwort muß geteilt gegeben werden: der Gesamteindruck seiner Diktion ist nicht der der Kanzleisprache, der Satzbau vor allem ist nicht der des Amtsstils. Im einzelnen aber gewahren wir manche Eigentümlichkeiten der Kanzlei; sie liegen nicht so offen zu tage und sind nicht so häufig, daß sie dem Stil ihr Gepräge geben, und begegnen doch auch wieder fast auf jeder Seite.

Im Wortschatz läuft noch manche tote Form der Schreibstube mit unter die lebendige Rede:

Jetzo IX, 9, 15 u. oft; nunmehr IX, 207, dergleichen IX, 210 [viermal auf einer Seite!]; obgenannt IX, 221; ohnstreitig IX, 204.

Im Kanzleigebrauch entspricht die Wahl von Epithetis, wie gegründet IX, 204; ungefühlt IX, 8; unvermerkt IX, 9: und besonders die Wahl und Flexion der Pronomina und des Artikels, 10 begegnet, wenn auch nur vereinzelt, der dativ, plur. denen[1]) IX, 206, 208. Sehr häufig, mit den Zeitgenossen gemeinsam, „derselbe" (unbetont):[2])

[1]) Die Form beruht auf obd. dialektischer Grundlage, ist durch die obd. Kanzleisprache in die Literatursprache gekommen, begegnet bei Luther, wird von Schottel verlangt, von Gottsched bekämpft. Vgl. Franz Leupold, zur Geschichte der nhd. Pronominalflexion. Diss. Heidelb. 1909. S. 34 ff.

[2]) Otto Schröder, vom papiernen Stil. Leipzig u. Berlin 1908 S. 49.

Sein Charakter ist schon bekannt, daß es unnöthig sein würde, von demselben weitläufig etwas anzuführen IX, 203; IX, 205 u. s. f.

„Solcher" in gleicher Verwendung:

Wir haben unsern Wochenblättern, nachdem sie nunmehr aufhören solche zu sein IX, 233; IX, 237 u. s. f.

Dahin gehört auch „solchergestalt" IX, 5 u. oft.

Auf der Grenze zwischen Wortwahl und Satzbau begegnet eine Erscheinung, die sich am engsten an den Charakter der Kanzleisprache anschließt: die außerordentlich häufige Bildung abstrakter Substantiva auf — ung.[1]) Ich führe nur besonders auffällige Bildungen an: Die Unerwartung macht ein Geschenk . . . . doppelt angenehm IX, 236; die Reifung IX, 8, 12, 21 u. o.; Entzückung IX, 9, 10; Ueberwallung IX, 11; Erstickung IX, 17; seine Nächte [gingen hin] ohne ängstliche Rechnungen = ohne ängstlich zu rechnen IX, 9.

Der Satzbau verrät die Neigung zu hypotaktischer Verknüpfung: Ich hatte darüber vorher schon eine Unterredung mit ihm gehabt, und darin zu erweisen mich bemühet, daß die natürliche Güte und Ordnung unsrer Leidenschaften in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit sehr große Gaben eines weisen Schöpfers wären, welche wir mit einer dankbaren Zufriedenheit erkennen, und nur dabei bedenken müßten, daß die vollkommenste unter allen uns nicht den mindesten Anspruch auf die ewige Glückseligkeit geben könnte, weil diese eine bloße Gnade wäre, welcher wir nicht anders als unter den damit verknüpften Bedingungen theilhaftig werden möchten . . . . IX, 5. Ich behaupte also hier-

[1]) Das 17. Jahrhundert ist besonders fruchtbar darin. Stieler und namentlich Thomasius leisten Erstaunliches, während Wolff Maß hält. Vgl. P. Piur, Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Ein Beitrag zur Gesch. d. nhd. Sprache. Halle 1903. S. 107 ff.

aus, daß wir wohl thun, unsre Neigungen und Leidenschaften, so viel immer möglich, zu verbessern, oder, wo sie von der besten Art sind, und sich so wenig verbessern als erweitern lassen, welches auf den Beifall der Sittenlehre ankömmt, solchen getrost zu folgen, und mit diesem sichern Führer eben den Weg zu wandeln, welchen wir nach einem freien Entschlusse unsers Geistes gewandelt sein würden, wenn die Neigung nach einer schlimmern Seite gerichtet gewesen IX, 7/8; vgl. IX, 5/6, 10/11, 12 uff.

Es zeigen sich namentlich auch die der Kanzleisprache eigentümlichen Verbindungen der Participialkonstruktionen: [1])

bei sich äußernder Gelegenheit IX, 239 238;

das sich äußernde Leere IX, 202;

. . . um nicht durch die ihrem Stande gemäß sein müssende Größen die Aufmerksamkeit auf andre zu verwiren IX, 204.

Nimmt man alles zusammen, so ist die Ausbeute nicht groß; eine Befreiung vom Zwang der Kanzleisprache kündigt sich an.

2. Das Deutsch der Gottsched-Gellertschen Schule.

Gerade als Möser aus der engen Welt seiner Vaterstadt heraus kam und auf der Universität Fühlung mit dem höheren Geistesleben gewann, gerade im Jahre 1740 spitzte sich die literarische Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern zu. Gottscheds Richtung hatte großen Anhang gefunden, von ihr ist auch Gellert ausgegangen. Er hat dem korrekten, aber pedantischen Stil seines Meisters wohl einen

[1]) „Der häufige Gebrauch der Partizipien, durch alle Abänderungen ohne sie aufzulösen, ist noch ein Grund, warum sich der Kanzleistil so unangenehm lesen läßt." Deutsches Museum 177 a, 1, 214; anders Gedike, deutsches Museum 1779, 2, 406.

schlichteren, natürlicheren Ton gegeben; er ist aber „über die französische Konversationsmanier mit ihrer flüssigen, aber an sprachlichen Mitteln armen Diction im Grunde nicht mehr hinaus gekommen.“[1])

Eine Beeinflussung durch Gottsched in grammatischer Hinsicht ist bei Möser nicht wahrzunehmen;[2]) dagegen springt eine auffallende Aehnlichkeit in der Stilgebung, zumal in der spezifisch Gellertschen Ausprägung, in die Augen.

Am deutlichsten sprechen die Epitheta. Schon die Häufung der Epitheta klingt an Gellert mit seinem Streben nach schön gefüllten Sätzen an; noch viel mehr die Kategorien, denen sie entstammen. Am bezeichnendsten sind die ethischen Attribute, die von Gellert eigenartig bestimmt sind;[3]) die Beiwörter mit pathetischer Wirkung stimmen auch in mancher Hinsicht überein, so „majestätisch“, „unendlich“, „unaussprechlich,“[4]) doch scheint mir hier die Verwandtschaft mit den französischen Vorbildern näher zu liegen (§ 74). Ich gebe eine Zusammenstellung der meistgebrauchten.[5])

vollkommen * IX, 5, 18, ebd. noch 2mal, 49.
edel IX, 4, 5, 7, 10, 11, 12, ebd., 13, 20, ebd., 205.
glücklich * IX, 6, 11, 13, 14, 15, ebd., 16, 19.
sanft IX, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, ebd.
schön IX, 4, 5, 6, 15.
vortrefflich * IX, 6, 11, 16.
stark IX, 6, 9, 11, 15.

---

[1]) Eiermann, Gellerts Briefstil. S. 151.
[2]) Vgl. die zusammenhängende Darstellung im 2. Abschnitt.
[3]) Eiermann, a. a. O. 130.
[4]) Eiermann, a. a. O. 135.
[5]) Die mit einem Stern bezeichneten stehen genau so bei Gellert.

würdig * IX, 5, 8 . . . . . 42, 205.
großmütig * IX, 8, 19.
süß * [1]) IX, 11, ebd., 13, 236, 237.
treu * IX, 202, 203.
sittsam IX, 8.
gut * und böse * IX, 7 u. sehr häufig.
redlich * IX, 5.
rechtschaffen IX, 5.
dankbar * IX, 5.
schmeichelhaft IX, 14; schmeichelnd IX, 15.
gefällig IX, 239.
rühmlich * IX, 238.
vorzüglich IX, 238.
billig IX, 238.
zärtlich [1]) IX, 238, 239, 237.
vernünftig * [1]) IX. 239, 235, 203.

Dazu kommen Häufungen, wie natürlich, richtig und gut IX, 6; vor allem die Steigerung durch die formelhafte Verwendung von „so",

die der Betrachtung so günstige Stille IX, 9;

das Gebet so vieler getrösteten Witwen und so vieler erfreueten Armen IX, 9.

Wer hätte es doch wohl denken sollen . . . ., daß der Himmel uns Uebrige so sehr, so sehr erniedrigen, und durch seinen frühen Abgang den Werth so vieler Geschöpfe verringern würde? IX, 9.

Durch die Häufung der Epitheta und der Substantiva kommt ein überaus reicher Satzbau zustande. Möser bevorzugt bei allen Verknüpfungen die Dreigliedrigkeit oder verbindet, wie wir schon sahen, noch mehr Glieder. Er geht da-

---

[1]) Modewort des 18. Jahrhunderts, Feldmann a. a. O.

mit (schon) über das Maß des Gellertschen Parallelismus zweier Glieder [1]) hinaus:

die sogenannte Ehrlichkeit, der Eifer, das Vermögen zu dienen sind eben so viel Thorheiten . . . . IX, 239.

die Stifter der Religionen haben es am meisten erfahren, was es für ein Unglück sei, Freunde zu haben, die nichts als Ehrlichkeit, Eifer und Gelehrsamkeit besitzen IX, 239.

[ein Held], dem Alterthum, Wahrheit und Vorurtheil längst eine allgemeine Ehrfurcht zuwege gebracht haben IX, 203.

Ein Gesamtbild dieses Gellertschen Einschlages mag folgender Satz bieten:

Sie, die beste Gemahlin, die treueste Mutter, die standhafteste Christin, die eifrigste Freundin, ist nunmehr auch in ihrem blühenden Alter gestorben, und eines Wunsches gewährt worden, welcher sich auf nichts weniger als auf eine selige Vereinigung mit ihrem theuersten Gemahle erstreckte IX, 4.

Es liegt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Gellert darin, aber die Formen sind reicher, die Ausführung breiter und voller; daher habe ich diese typischen Formen des Satzbaus der Einwirkung seiner französischen Muster zugeschrieben (S. 51): beiderlei Einfluß verflicht sich so sehr, daß eine reinliche Scheidung unmöglich ist.

3. Das Deutsch der Schweizer Richtung.

Demgegenüber ist von einer Beeinflussung durch die von Bodmer als Theoretiker und Haller als Dichter angeführte Richtung nichts zu spüren. Der Dialekt ist schon oben besprochen, sehr selten verwendet Möser in dieser Zeit ein archaisches Wort, ich finde allein das frühnhd. Gegen-

[1]) Eiermann, a. a. O. 114.

gang IX, 234 (Entgegenkommen D. Wb.). Freilich muß man berücksichtigen, daß der Inhalt aller Abhandlungen dieser Zeit wenig Gelegenheit zur Entfaltung dieser Stiltendenz bot, daß die Didaktik und philosophische Rhetorik direkt zu den Franzosen und in die Gottsched-Gellertsche Schule wies.

Die praktische Stiluntersuchung muß ihr Ergebnis damit um so sicherer aussprechen: *Abhängigkeit von den Franzosen und von Gellert, hie und da von der Kanzleisprache, geringe oder gar keine Beziehung zu den Schweizern.*

§ 11. Anzeichen neuer Entwicklung.

Bevor wir jedoch die Stilrichtungen weiter verfolgen, dessen sich Möser zugewandt hat, um zu literarischer Stellung zu gelangen, hält uns seine Jugendzeit noch einmal fest, um uns aus all den Abhängigkeiten von der Zeitmode zu erheben und näher an die eigene Persönlichkeit zu bringen. Wir vergessen die hochtönenden Klänge der rhetorisch-philosophischen Diktion und betrachten die einfache Schilderung germanischer Zustände in der Vorrede zu dem Trauerspiel Arminius: dort Pathos, bis zum Schwulst gesteigert, hier Ruhe, auf inneres Erleben gegründet. Der Wortschatz wird enger begrenzt, der flitterhafte Schmuck der Epitheta fehlt, ja auch der Satzbau nimmt stellenweise eine knappere Form an. Das Schönste darin ist der Vergleich der Germanen, wie sie Tacitus beschreibt, mit den niedersächsischen Bauern seiner Zeit. Es ist das erste Mal, daß er Land und Leute seiner Heimat beschreibt: mit sicherem Auge hat er sie gesehen, liebevoll und wahr, mit festen Strichen hat er sie gezeichnet. Eine große, die bedeutendste Entwicklung ging in ihm vor, sein Niedersachsentum begann sich durchzuringen. Noch widerstrebte die Wirklichkeit, es kamen wieder Ein-

flüsse fremden Stoffes und fremden Stils. Und doch lebte und wuchs unter der Hülle des Fremden die eigene Persönlichkeit, sein Stil offenbart es uns, in dem feinsten Erkenntnismittel, dem Vergleich. So lesen wir:

Eine glückliche Leidenschaft übertreibt gemeiniglich diejenige Tugend, welche ihr Liebling ist. Sie gleicht der Fluth, die ein Schiff nicht in den Hafen, sondern über die Ufer ans Land setzt IX, 14.

Und vor allem:

Bei starken und glücklichen Leidenschaften hat also die Vernunft am mehrsten zu arbeiten, damit die mit der Neigung vertraute Tugend die andern nicht zurücklasse. . . . . So bricht ein vorsichtiger Gärtner oft die Blüthen einem jungen Baume ab, welcher der Liebling seiner Erwartung ist, damit er sich auch im Fruchtbringen nicht erschöpfen, und darüber einige gute Zweige saftlos lassen möge IX, 15..

Sie haben vielleicht wohl gar schon gedacht, daß ich es mit Fleiß gethan, weil die Natur hier am schwächsten gearbeitet zu haben scheint, indem mancher Vater mehr Liebe gegen die erste Pfirsiche, welche auf einem von ihm erzognen Baume gewachsen, als gegen seine wohlgerathenen Kinder zeigt. . . . . IX, 41.

Der Schaffenskreis des Bauern, die Natur seiner niedersächsischen Heimat, wie die Natur überhaupt, treten in Mösers Denken und Fühlen ein; so charakteristische Zeichen geben uns eine Vordeutung künftiger Entwicklung.

2. Abschnitt. Der Höhepunkt seiner Schriftstellerei.

(1760—1794).

Die „Patr. Phant." und die „O. G." sind die unvergänglichen Werke Justus Mösers. Sie sind nebeneinander und miteinander entstanden, in den schriftstellerischen Vor-

ausſetzungen ihres Verfaſſers und dem eigentümlichen Gepräge des Stoffes aus einem Keim entſprungen.

Die Unterſuchung behandelt auch beide Werke in gleicher Weiſe und unter demſelben Geſichtspunkt. Sie wird darum jedoch die Verſchiedenheit der literariſchen Gattungen — hier „Wochenblatt", dort Geſchichtsſchreibung — keineswegs außer acht laſſen, vielmehr das Trennende und Einigende beider Klaſſen zu erkennen ſtreben, um durch Verfolgung der Unterſchiede die Eigenheiten jeder einzelnen deutlicher zu ſehen und durch Zuſammenfaſſung des Gemeinſamen die ſtilgeſchichtliche Echtheit darzuſtellen.

A. Sprachliche Elemente.

I. Kapitel. Wortſchatz.

1. Wortgeſtalt.

§ 12. Lautſtand.

Hier wie in den folgenden Abteilungen der Grammatik kann keine erſchöpfende Darſtellung gegeben werden. Sie iſt auch durchaus nicht erforderlich; muß doch als Hauptmerkmal der Satz voranſtehn: Möſers Sprache ſtimmt nach Lautſtand und Flexion im weſentlichen mit dem Gebrauch der Zeit überein. Sie ſteht wie die Sprache Leſſings, Herders und Goethes[1]) unter den wechſelnden Einflüſſen der ſprachlichen und literariſchen Gärungen. Wir beſchränken uns darauf, Möſers Verhalten zu den umſtrittenſten Fragen zu beleuchten, behalten dabei immer ſeinen ſprachlichen Bildungsgang im Auge.

Da fällt zuerſt als etwas völlig Neues das Auftreten des **Dialekts** auf; wir begegnen ihm in Stücken aller Art.

---

[1]) Dieſe drei habe ich als die bedeutendſten und beſtunterſuchten Zeitgenoſſen herangezogen; Literaturnachweiſe am gegebenen Orte.

So findet sich der Umlaut im weiteren Umfange als im hd: Büche III, 254, 259, 319, statt hd Buche.

Spüken III, 301, statt hd spuken; der Umlaut ist allgemein ndd (mnd spöken und spöken, Jd. Osn. 216 spöken.)

Aeltern V, 4, statt hd altern vb., entsprechend dem umgelauteten Substantiv ndd. Jd. Osn. 14 Oeller = Alter; aufdrücken I, 96 = hd aufdrucken. Hier waren allerdings im 18. Jhdt. die verschiedenen Bedeutungen der umgelauteten und nicht umgelauteten Formen noch nicht festgelegt: so der umgekehrte Wechsel bei Goethe[1]) und beides nebeneinander bei Herder.[2]) Ohne Umlaut steht, dem Dialekt entsprechend: Futterung I, 255 statt hd Fütterung (vgl. mnd vöderen, osnabrück. Dialekt vörn), hangen I, 400 statt hängen; doch ist der Wechsel des a und ä im 18. Jhdt. noch nicht genau festgelegt, Schwanken bei Lessing, Bürger, Goethe (Paul).

Schwanken im Vokalwert findet sich bei dreschen, das durchweg als dröschen erscheint: III, 156 und nur in der Verbindung Bresche: Dresche mit e IV, 101, während sonst Drösche steht: III, 143, 147. Das ö ist wahrscheinlich dialektisch verursacht, bei Herder herrscht der nhd-Zustand, während Gottsched schwankt.[3]) Im Konsonantismus klingt das heimatliche Idiom durch, in Smuggler II, 250; bücken, I, 206 = hd bäuchen; Milchnäppe IV, 39; worpeln IV, 48 (vgl. Woeste 328 woerpeln); Spade I, 404 = Spaten (mnd spade, osnabr. Dialekt spae, doch begeg-

[1]) Vgl. M. Lauterbach, das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von Werthers Leiden. Quell. u. Forsch. 110 Straßburg 1910. S. 6.

[2]) Vgl. Th. Längin, die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Diss. Freiburg 1891. S. 20.

[3]) Längin, a. a. O. 16.

net auch im hd Spade (Wigand) Krampe, Krampen III, 214; gehl V, 253; Heger III, 94, ſtatt hd Haher.

Vielfach ſind es Worte aus dem bäuerlichen Leben; in Stücken dieſer Art zeigt ſich ein weit ſtärkerer dialektiſcher Einſchlag, z. B. Kaſpelherr, Kaſpelamt I, 258 = hd Kirchſpiel, Klaver III, 205 = Klee. Sundern II, 358 (Name für ein Gehölz, deſſen Holz geſondert oder einem Herrn zuſtändig iſt, vgl. Woeſte), auch in vielen Zuſammenſetzungen: Sundergut III, 331, Sunderleute III, 331. Intereſſant iſt, daß er das dialektiſche Kamp = durch Abzäunung von andern Feldern abgetrennte Liegenſchaft (vgl. Jd. Osn. 49 Kamp und Eſch), erſt in der ndd. Form Kamp gebraucht: III, 205, IV, 4, in der „O. G." durchweg ins hd. umſetzt: Kämpfe VI, 306.

Daneben zeigt ſich nun auch eine Vorliebe für die altertümliche Geſtalt der Worte: Reuterei IV, 15 u. o. (bei Herder ebenfalls nur Reuter, Längin, a. a. O. 18); Unterſcheid IV, 332; eilf I, 358; eilf löthig I, 284; unterwegens III, 31, 110; vorbiegen I, 231 = vorbeugen (auch ſonſt im 18. Jh., Paul.)

Gefährde: 1) böſe Nebenabſicht, Hinterliſt IV, 163,
2) Gefahr IV, 107.

Gebräude I, 258, 259.

Der Gebrauch iſt jedoch maßvoll und bleibt ſich während der ganzen Zeit gleich; ein Unterſchied beſteht in dem Stoff; die geſchichtlichen Stücke tragen von Anfang an ein altertümlicheres Gewand, und ſo beſonders die „O. G."

Sühndegeld VI, 44; ahnden VI, 151, auch ſonſt. I 99/100; Aufgebot VI, 175. Die archaiſche Form „itzt" verdrängt mehr und mehr die früher übliche: jetzt, genau wie bei Leſſing. [1])

[1]) F. Tyrol, Leſſings ſprachliche Reviſion ſeiner Jugenddramen. Diſſ. Berlin 1894. S. 25.

Zur Adjektivbildung sei noch bemerkt, daß das Suffix — icht, dem Zeitgebrauch[1] entsprechend, doch bei Möser besonders häufig erscheint: krüpplicht III, 136; launicht V, 82, ebd. auch launig; scharfeckicht V, 95, IV, 103; fleischicht II, 254, 282; zotticht III, 154; höckericht III, 161; regnicht I, 131; stockicht I, 205; bergicht I, 427; dickborkicht IV, 103.

§ 13. Flexion.

Dialektische und archaische Elemente spielen durcheinander; kaum läßt sich eine reinliche Trennung vornehmen, da viele archaische Formen der Schriftsprache im Dialekt noch lebendig sind. Durch die heimische Sprache mag indessen verursacht sein: die starke Flexion bei dem Plural Hemde II, 282; oder die alte schwache in Hahnen I, 241; IV, 114; vielleicht auch der Plural Splittern VII, 190 (vgl. Tellern, Stiefeln, Trümmern nach dem ostpreußischen bei Herder, Längin, a. a. O. 36). Dialektisch niederdeutsch ist vor allem die Genitivbildung mit dem pleonastischen Possessivpronomen der 3. Person,[2] die massenhaft auftritt: dieser ihre ganze Unehrlichkeit II, 163; der Frau Burgemeisterin ihre Pantoffeln II, 191; der Gräfin ihre Barben III, 19; der Frau Arabelle ihre Juwelen III, 20; meiner Frauen ihre bezahlten Schulden III, 23; der Fürstin ihr kleiner Finger IV, 92; deren ihre Schicksale IV, 149, vgl. III, 160, III, 283. IV, 196, IV, 200, IV, 281, IV, 290, IV, 333, V, 116, VI, 3, VI, 238, VII, 26, VII, 2, 17, VII, 2, 56.

---

[1]) Längin, a. a. O. 92.

[2]) Von Adelung bekämpft, Sprachl. I, 696: „Nach einem Genitiv ist das Possessivum coniunctivum völlig überflüssig, weil der Genitiv schon an und für sich den Besitz bezeichnet.“ Styl I, 192, als niederdeutsch getadelt.

Archaiſch iſt die n-Flexion im Gen. Sing.:[1]) bei der Kirchen VI, 238, VI, 285, 299 und in der „O. G. durchweg: an ſeiner Frauen Schmuck II, 89; vgl. II, 100, II, 183; I, 154 (aber im Geſprächston: mit ihrer Frau IV, X, 94); dieſer Erden II, 317. Dialektiſch mitbeeinflußt jedenfalls: nach der Quakenbrücker Mühlen II, 200 a.

Ferner der ſchwache Plural Sinnen I, 208, der noch bei Herder (Längin, a. a. O. 36) begegnet, von Goethe ſpäter geändert iſt (Lauterbach, a. a. O. 7), ſowie der Genitiv: Rechtens I, 224, 229; III, 146, 181; IV, 112.

Stark flektieren vielfach die ſubſtantiviſchen Participia: die Bediente I, 131; II, 204; III, 276; (die Bedienten I, 96); die Eingeſeſſene II, 206, die Hofgeſeſſene II, 10, ebd. jeder Landeseingeſeſſener; alle Hofgeſeſſene II, 12, alle Dorfgeſeſſene II, 33, (die Dorfgeſeſſenen III, 159; II, 34; III, 340); die dazu Verordnete II, 110. u. ſ. f.

Namentlich in hiſtoriſchen Abhandlungen finden ſich die altertümlichen Formen; ihre archaiſierend-poetiſche Wirkung erhöht ſich in der „O. G." durch die Stellung des abhängigen Subſtantivs nach dem regierenden (ſächſiſcher Genitiv); ich führe daher die Erſcheinung hier an: eines Mannes Wehre VI, 10, des Bauren Haus VI, II; ihrer einige ebd.; keines Mannes Leib und Erbe VI, 18; ihrer Mitgenoſſen Hof und Land VI, 23 a; des Königs Schalk VI, 54; des Schalks Knecht ebd. vgl. VI, 18; VI, 22; VI, 89; VI, 136; VI, 142; VI, 150 c; VI, 231; VI, 317.

Dialekt und Streben nach Altertümlichkeit führen bei der Flexion des Adjektivs zu weit größeren Freiheiten. So bleibt nach dem Vorbilde Hallers und Klopſtocks und zu

[1]) Bei Herder und Leſſing ſelten, Längin, a. a. O. 40; bei Goethe zuerſt, ſpäter geändert, Lauterbach, a. a. O. 7.

Gottscheds Verdruß, wie bei Herder [1]) und Lessing [2]) das attributive Adjektiv im weitesten Umfang unflektiert:

Allein stehend: für besser Geld I, 269;
für baar Geld I, 189;
grob Brod IV, 29;
schädlich Vieh VI, 24;
eigen Gut VI, 34.

Nach dem Pronomen: kein ander Mittel I, 275; kein besser Schicksal II, 345; kein ander Mittel III, 17; kein lebendig Pfand VI, 13; kein ander Rindfleisch VI, 87; kein ander Recht VI, 182; ebensoviel ander Bier VII, 99; unser eigen Geld I, 97; ihr eigen Verschulden I, 160; ihr eigen Schwerdt II, 340; kein zehntbar Land; ihr eigen Recht VI, 17.

Nach dem unbestimmten Artikel: ein weit angenehmer Schauspiel I, 135; ein klein Gestüte III, 7; ein recht Vertrauen III, 9; ein schön Stück IV, 94; ein geboten Ding IV, 198; ein schlimmer Loos VI, 19; ein ganz ander Ansehn VI, 119; ein ander System VI, 121; ein größer Verbrechen V, 110; doch: ein größers Verbrechen ebd.

Selten erscheint unflektiert: viel:[3]) sehr viel fliegend Land IV, 211; aber vieler Saame I, 141; vieler Streit VII, 181 f; so vieler Ueberfluß I, 254; mit so vielem Ernste I, 440; so vielen Sand VII 2, 107.

Es sind, namentlich später, meist die als korrekt geltenden Formen angestrebt, so auch bei all[4]) das — von Anfang an — sehr selten unflektiert erscheint, z. B. all unser Linnen

[1]) Längin, a. a. O. 50.

[2]) Tyrol, a. a. O. 16: „später häufig, wenn auch nicht durchgängig" beseitigt.

[3]) Durchweg bei Klopstock und Herder, vgl. Längin, a. a. O. 52.

[4]) Bei Klopstock und Herder unflektiert, Längin, a. a. O. 52, bei Goethe ist das unflektierte all später getilgt, flektiert oder ersetzt, Lauterbach, a. a. O. 49.

I, 191; um alles das Seinige IV, 289 (1789); Bei aller seiner Menschenscheu V, 43; Bei allem dem V, 81 u. s. f.

Ein recht altertümliches Gepräge verleiht die starke Deklination nach dem Artikel und Pronomen.[1]) Nach dem Artikel kommt sie ziemlich selten vor und ist während der ganzen Zeit im Zurückgehen, ohne jedoch ganz zu verschwinden; häufiger, obgleich auch im Abnehmen, ist sie beim Possessivum: ihre große Karpfen I, 243; ihre besondere Ordnungen I, 257; beim Demonstrativum: diese praktische Maximen I, 444; bei den Indefinitiven: keine andre gemeine Auflagen I, 274; jeder Vornehmer, jeder Mächtiger II, 28; viele andre mit ihrer Verfassung erkämpften Laster I, 273; stets: einiger andern dunklen Ideen I, 247; einiger der Faulheit und der Ueppigkeit ergebenen Andern I, 189. Ueberwiegend stark nach mancher: wie mancher christlicher Bauer I, 244; wie mancher freier Mann ebd.; und, wie Lessing,[2]) nach jeder, und, unbekümmert um Adelung,[3]) nach alle:[4]) der Fälle, wo nach alle, wenn es allein steht, schwach flektiert ist, sind sehr wenig, ich habe nur folgende 19 gefunden: für alle französischen Weine I, 287; alle jungen Leute II, 160; alle geschlossenen Zünfte II, 196; ferner I, 446; III, 293, 335; V, 84, 283; VI, 293; VII, Vorr. VI, VII, 17, 77, ebd., ebd., 110, 124, 183, 185, 188. In Verbindung mit einem Pronomen finden sich mehr Fälle: II, 103 [alle diese großen Anstalten]; IV, 171, ebd., 230, 258; VI, 18; V, 80, 84; VI, 147; VI, 283.

Starke Formen stehen vielfach beim Nominativ und Akkusativ des Part. Praes. und Praet. in attributiver

[1]) Bei Herder bis zu den krit. Wäldern, Längin 51; von Goethe später geändert, Lauterbach 9.

[2]) Tyrol, a. a. O. 17.

[3]) Sprachl. I, 622.

[4]) Goethe ändert später, Lauterbach, a. a. O. 10.

Stellung: die ihnen vom Meere auferlegte Gesetze I, 105: unsre unverbundne Städte I, 143; ihre zurückgebliebene Mitbürger I, 275; alle empfindende Leute III, 335; aber auch, sogar nach alle: alle ungebotenen Dinge VI, 293; alle geschlossenen Zünfte III, 196; alle besoldeten Lehrer und Richter III, 335.

Bei der Flexion des Artikels läuft noch hie und da die zweisilbige Form „denen" mit (vgl. S. 82), z. B. denen selben I, 318, tritt aber in den letzten Jahren fast ganz zurück:[1]) auch erscheint später selten die von Adelung[2]) für das Demonstrativum verlangte zweisilbige Form: aus denen Höhen, welche VII, 186.

Die Zahlwörter erscheinen in den meisten Fällen noch flektiert: von zweien andern I, 156; in dreien Tagen III, 18; und zwei trotz Adelung (Sprachl. I, 571), wie bei Herder mit den ursprünglichen Genusformen: zween I, 204, 203; VII, 14; die zwote Hand VII², 13.

Auch die Flexion des Verbums steht in gleicher Linie mit Herder und Lessing; in ziemlich reichem Maße gebraucht Möser die schon veralteten oder veraltenden Formen, im Praeteritum: stund I, 391; aufstunden IV, 30; nennten I, 289; IV, 166; benenneten VII², 195; selten: ward I, 205, 257 und später z. B. IV, 289.

Im Participium Praeteriti: gerennet IV, 97, gerochen I, 294, verworren V, 53 (vom transitiven Verbum), verloffen I, 261 (noch bei Wieland und Goethe [Paul]).

[1]) Bei Goethe wird „denen" ebenfalls durch „den" verdrängt, vgl. Lauterbach a. a. O., vgl. die Klage über den Kanzleistil, Deutsches Museum 1779, 1, 210.

[2]) Sprachl. I, 548. „Der Artikel ist die verkürzte Form des Pronominis, welches im Genitiv der Einheit und im Genitiv und Dativ der Mehrheit eigentlich zweysilbig ist", vgl. auch 549.

Dazu kommt das Verhältnis der Vollformen zu den Kurzformen, das wir sogleich zusammenhängend betrachten:

a) das schwache e im Praesens der schwachen und starken Verba, Praet. und Part. Praet. der schwachen Verba.

Es herrscht eine gemäßigt archaisierende Tendenz, die, unbekümmert um die Regularisierungsversuche Gottscheds und Adelungs und Herders Freiheitsbestrebungen, von Anfang bis zu Ende gleich bleibt. Im Praet. der schwachen Verba sind die Vollformen selten, für das Praesens stellt sich das Verhältnis der vollen zu den schwachen, auf 10 Seiten erzählenden Inhalts (I, 127—137) wie 5 : 18, wissenschaftlichen Inhalts (I, 95—105) wie 26 : 14; beim Particip. Praet. in derselben Reihenfolge: 10 : 20 und 14 : 15, in der „D. G." in derselben Reihenfolge für das Praesens (VI, 3—23) 7 : 16, das Particip. Praet.: 9 : 7.

Sehr selten findet sich die Apokope des e, die bei Herder häufig auftritt:[1]) er wär' I, 249, fang' ich an IV, 7.

Desto häufiger und im Alter in zunehmendem Maße ein unorganisches e im Praeteritum und Imperativ der starken Verba:[2]) geschahe I, 205; ansahe I, 396; sahe I, 330; erfochte VI, 230; fochte VI, 299; versahe VI, 238; hielte VI, 333; gehe I, 256; hebe I, 91.

b) Das auslautende e der Substantiva.

Charakteristisch ist vor allem α) das stammhafte e der Neutra. Gottsched (Sprachkunst 212 und 534) verlangt Aus-

---

[1]) Vgl. hierfür besonders Piquet, La langue et le style de Herder dans l'extrait d'une correspondance sur Ossian et dans Shakespear. Revue Germanique, Paris V 1 ff. Bei Goethe später wieder hergestellt, Lauterbach 17.

[2]) Gottsched kämpft dagegen, Sprachkunst 335; Adelung ist unklarer, er gestattet es beim Imperativ bei „weichen Endkonsonanten: preise, blase", vgl. Sprachlehre I, 793. Vgl. bei Goethe. Lauterbach 23.

fall; Möſer hat, wie Herder und Leſſing,[1]) in den meiſten Fällen das e erhalten: Bette I, 215, 270; VII, 68, und beſonders bei den mit ge— gebildeten Kompoſitis: Gerichte I, 237; Gerüchte I, 238; Geſichte I, 92; Geräthe I, 227; Gehölze I, 329; Getränke I, 441; Geſchöpfe I, 361; Geſtüte III, 7.

β) das flexiviſche e. Möſer hat, wie die Zeitgenoſſen,[2]) Doppelformen, bevorzugt jedoch die ſeinem Dialekt eigenen Vollformen: ihrem Viehe I, 292; des Viehes V, 146; mit Gelde II, 13; bei Lichte I, 205; zu Fuße I, 303; unter Weges II, 255; mit Grunde II, 344 (aber mit Fleiß I, 104); unter des Kaiſers Banne II, 335; bei Graſe III, 241; an einem rohen Stücke Tuch I, 99. So auch nach nebentoniger Silbe: mit einem Abſatze I, 89; unter dem Herzoge Ferdinand IV, 287. Jedoch: am Schluß des Jahrs I, 117; in ihrem größten Staat I, 93; des Geſchmacks I, 148; außerhalb Reichs I, 288, 390; des Eigenſinns I, 148.

Bei den Femininen ſtört er ſich nicht an Gottſcheds e-Geſetz,[3]) wenn er Birn I, 129 ſchreibt; im übrigen herrſchen die Vollformen.

Auch bei Adjektiven und Adverbien ſteht, dem Dialekt entſprechend, vielfach ein e: die Spitze iſt zu dicke II, 250 (durch Dicke und Dünne laufen IV, 37); dreiſte I, 272 (aber dreiſt I, 213); zurücke I, 185.

Hieran ſchließt ſich die Superlativbildung auf —eſt, die in reichem Maße auftritt: höheſt II, 225; ärmeſt I, 102; ſichtbareſt I, 104. Auch die Steigerung des Komparativs „mehr" mag hier erwähnt werden, neben literariſcher Tradition[4]) beruht auch ſie auf dialektiſcher Eigentümlichkeit:

[1]) Längin, a. a. O. 37.
[2]) Längin, a. a. O. 23.
[3]) Sprachkunſt 221: nur Pein, Perſon, Stirn ohne e.
[4]) Bei Haller und Leſſing, vgl. Tyrol 15.

mehrer I, 89, 130, und sehr oft mehrst. Von öfter gebraucht er, wie Lessing (Paul), den Komparativ öfterer II, 285.

c) Das e im Wortinnern.

Auch hier ein altertümlicher Zustand: Verwickelung I, 95; mein Lebetage I, 346 (aber Taglohn I, 191, 195); Stillschweigen II, 217; Webestuhl I, 214. Elisionen, wie Herder sie vornimmt, wagt Möser nicht. Altertümlichkeit zeigt sich auch darin, daß das Svarabhakti—e vielfach noch nicht eingedrungen ist, z. B. Theurung I, 96; II, 38; heuren I, 291.

2. Wortgebrauch.

§ 14. Dialektisches und Allgemein-Volkstümliches.

Die heimische Sprache ist auch hier zum Durchbruch gekommen; vor allem in den Aufsätzen, die lediglich der Beschreibung und Besserung heimischer Zustände gewidmet sind. Es lebt darin manches mnd. Wort wieder auf, z. B. räuten IV, 44 = reinigen, von Wasserläufen, obd nur = urbar machen (Paul); ich verweise auf die Zusammenstellung Hofmanns,[1]) denn der Gebrauch dieser Art von Wörtern für lokale Zustände ist für die allgemeine Stilbetrachtung von untergeordneter Bedeutung.

In Artikeln, die für die weitere Oeffentlichkeit bestimmt sind, finden sich reine Dialektworte, doch nicht sehr häufig; Hänschen I, 111 für Handschuh, Fächtel ebd. Ganze Sätze im

[1]) Zs. f. d. Wf. 13, 35 ff.; zur Berichtigung: die Dröfche (III, 143, 147) bezeichnet nur das auf der Diele ausgebreitete Getreide, nicht wie Hofmann, S. 44, interpretiert: der Platz auf der Diele, wo das Getreide ausgebreitet wird; vgl. So wie das Vieh gefüttert und die Dröfche gewandt ist III, 143, so auch III, 157 in den Häusern, wo die Dehle 30 bis 34 Fuß, und die Dröfche nur 10 Fuß breit gemacht wird.

Dialekt begegnen nur zweimal. Die gewöhnlichste Formel unter den Gemeinen ist gewesen: „O Jesus! Johann, wenn dar man nicks van upsteit"; und unter den Vornehmen: O Herr Gott! wenn etwas davon käme! was wäre ich ein unglückliches Kind! Was wollten Papa und Mama sagen!" V, 108. [Die Viehmagd] wollte, wie ich meinen Mann geheirathet hatte, nicht früh genug aufstehen; und wie ich sie darüber zur Rede stellte, gab sie mir zur Antwort: By us moet de Werth vorup. IV, 100. Um so mehr aber Worte und Wendungen, die aus dem nd. stammen und in hochdeutscher Form in die Umgangssprache niederdeutscher Städte übergegangen sind.

Wie etwa Lessing alleweile statt jetzt sagt,[1] sagt Möser allemal oder allezeit für immer: allemal I, 191, 195, besonders in der „O. G.", VI, 153, 206, 233, VII, 4, 148 b. VII 2, 17. allezeit I, 186, 222. . . . .

So auch dreiste und dreist für gewiß, sicher:[2] man kann dreiste annehmen I, 272, behaupten I, 340, leichtfertig I, 244 = leicht adv.[3] Allein jetzt will jeder plötzlich und leichtfertig reich werden (leichtfertig in allgemein hd. Bedeutung: I, 245); genau = sorgfältig, gewissenhaft[4] adv.: Wenn man auch noch genauer gehen wollte II, 33; just I, 254, just so IV, 37 = genau so; risch II, 43 = gerade; ledig II, 38 = leer:[5] Sie sehen meine ganze Hütte ledig; schnakisch

[1]) Er. Schmidt, Lessing II, 695.

[2]) Vgl. Woeste, 58, dreist, furchtlos: it könnt mi män drüste löwen, ihr könnt mir nur glauben.

[3]) Fd. Osn. 125 lichtfärig = leichtfertig, wird auch hier schlechthin für leicht gebraucht; Woeste, 160.

[4]) Brem. Wb. 3, 224 genau: 1) karg, enge adj. 2) kärglich, sorgfältig adv.

[5]) Woeste 160 lis: leedig und leer. Im Fd. Osn. 126 nur = ledig, doch sind heute noch beide Bedeutungen üblich.

IV, 296 = spaßhaft:[1] lehrbegierig I, 209 = lernbegierig (sonst ist lehren und lernen wie hd. getrennt, vgl. I, 214).

So auch zeugen I, 207 = weben (von tüg = Zeug gebildet); verschienen II, 38 und verschieden IV, 290 = fällig: die letztverschienene Heuer; kröpeln II, 131 = schlecht fortkommen,[2]) und sich abmühen: Ochse, Einwohner und Pferd kröpelten das ganze Jahr hindurch; aehnlich, eine Uebersetzung des ndd. oeln,[3]) herumwühlen III, 290: Da nun inmittelst die Heuer fortgehet, und 54 kleine Heuerleute auf dem Lande herumwühlen.

Vermanschen[4]) III, 36 tausend Mark v. . .; erflecken II, 38 = zureichen;[5]) grämeln I, 359 = zanken; verläuten, jemanden v. III, 342 = bei jemands Begräbnis läuten; sich ein bißchen vertreten[6]) III, 154; sich verkälten III, 155; etwas in Kauf erhalten I, 303 = umsonst bekommen; freien, für heiraten, II, 93 und, wie im Dialekt, angefreite Kinder III, 185.

Die Alten III, 343 = Eltern;[7]) Milchmüschen III, 64 = „zärtliches Kind".[8]) Auf allen vier hohen Zeiten II,

[1]) Brem. Wb. 4, 874: spaßhaft, possierlich, wunderlich.

[2]) Brem. Wb. 2, 879: langsam beschwerlich fortkommen. De Man kröpelt: es will mit des Mannes Nahrung oder Gesundheit nicht recht fort.

[3]) Id. O. 148, Oelen: wühlen. „Wird von Schweinen gebraucht". (!)

[4]) Woeste, 170 hat nur: rühren, plantschen, mengen, mischen, mit dem Nebenbegriff des unpassenden; noch heute üblich.

[5]) Id. Osn. 325, klicken: erklecklich sein. Dat klicket: das bringt was ein, ist erklecklich.

[6]) Brem. Wb. sik vertreen heißt auch: spazieren gehen, zur Erquickung des Leibes und Gemüts. Nicht bei Woeste, auch nicht im Id. Osn., noch heute viel gebraucht.

[7]) Id. Osn. 140, Olen: Eltern.

[8]) Bei Woeste, 181 „junges Kalb"; aber auch sonst üblich.

446 = Festtagen.[1]) Leuchte = Licht schlechthin:[2]) bei der Leuchte dreschen III, 56; ein Paar Klumpen III, 327 = Holzschuhe.[3]) Blumenged IV, 45.[4]) Knipptasche I, 227 = Geldtasche.

Last = schwierige Lage: ich bleibe in einer Last sitzen, die mich völlig zu grunde richtet IV, 299. Das Genus entspricht dem ndd. Gebrauch: das Mensch III, 20, 50 (Frauensperson):[5]) ein gutes Landmensch III, 35 etwa = Magd II, 62; das Lohn I, 99, 102, VI, 91. Stets die Maße (= das Maß) z. B. II, 222.[6])

Darein mischt sich nun der Klang der Volkssprache: frisch und lebendig, wie sie aus dem Munde des gemeinen Mannes kommt, bringt sie „Seele und Kraft" in den Wortschatz.

Wildfang V, 276; Kerl III, 48 (= Ehemann); Quinten I, 201 (= Schliche, Ränke); für „Leidenschaft" — Gelüstchen III, 71; für „Schleicher" — Blindschleiche IV, 99; statt „keiner" sagt er kein Henker I, 291; oder: der Himmel weiß, wie das zugeht I, 294; für „Gelehrte" lateinische Männer II, 70; für „jüdische Kaufleute" Moses und Abraham I, 97; für „schnell" in einem Hui IV, 136; für „Prahler" Windmacher IV, 99; für „stehlen" rips raps machen IV, 99; für „hänseln" hudeln IV, 92. So besonders gern = einzig und allein I, 145, VII, Vorr. VIII;

[1]) Jd. Osn. 88, Hochtyd, Hachtyd = 1) Hochzeit, 2) Festtag. De veer grooten Hochtyde: die vier großen Feste.

[2]) Woeste: löchte f., mwestf. lüchte; auch oberdeutsch volkstümlich (Paul).

[3]) Woeste 327.

[4]) Jd. Osn. 68.

[5]) Allerdings auch sonst im 18. Jahrh. noch üblich (Paul).

[6]) Bei Woeste, 171, auch nur als f., wie allgemein ndd.; doch auch bei Gleim, Winkelmann, Goethe (Paul).

widerbürstig = ungehalten, zornig III, 196, pipisch = zurückhaltend (Hofmann, a. a. O. 59), philiströs IV, 28; gemützert und geflützert II, 93 = aufgeputzt, [das Mädchen] muß von unten bis oben gemützert und geflützert sein. Zuplatzen III, 199; Kollern I, 255 = unsinnig sein. Wir sehen mit den einheimischen Handwerkern durch die Finger I, 295 = nachsichtig sein; über das Eheversprechen geschwind weghutschen II, 125; er ist so nahe dazu als ein Anderer I, 102; er ist ein durchtriebener Gast . . ., er weiß alles was vorgeht, erräth jeden Blick IV, 84; Schuß, Sparren, Tick = Spleen (Heyne)[1]) vgl. V, 81; II, 68; IV, 16; I, 124.

§ 15. Archaisches.

Eine Fülle altertümlicher Worte scheidet auch hier wieder aus, weil sie nur für Beschreibung alter Zustände verwendet sind.[2]) Ebenso die etymologischen Versuche: es genügt die folgende Auslese, um Mösers Arbeit auf diesem Gebiete zu beleuchten; wichtig ist dabei auch für uns, wieder zu sehen, wie tief Möser in seiner heimischen Muttersprache wurzelt.

Dies gab in der Folge Gelegenheit zu unserm Eigenthum nach Habes = oder, wie wir es zusammenziehen, Hausgenossenrechte III, 265. Sie hießen solche Litos und Litones, wovon die heutige Benennung von Leuten ihren Ursprung hat III, 267.

Morganatisch: von „na der mor gan". Matrimonium ad Morganaticum IV, 115. eigen: Es stammt dieses Wort

[1]) „Ein guter Freund sagte mir einmal, (Laune)) wäre ein närrisches Temperament, ein Schuß, ein Sparren oder ein sogenannter Tick".

[2]) Vgl. wieder Hofmann, a. a. O.

von E oder Ehe ab, welches bei den Sachsen so viel als Gesetz hieß IV, 161.

Fehmgericht, vgl. Hofmann a. a. O. 47 u. f. f.

Aber auch in weitem Umfange verpflanzt er archaisches Sprachgut in das Leben seiner Zeit. Zuerst aus geschichtlicher Ueberlieferung auf politische, namentlich rechtliche Verhältnisse; so gebraucht er „verärgern" in dem ursprünglichen Sinne: schlechter machen (und vorargern — vorergeren [Schiller-Lübben]), einen Hof verärgern II, 205 = unfrei machen. Die Krone, welche von der Nation geflochten war, ... ward nach Gefallen ihrer Bediente verärgert VII, 4; für „Fahnenflucht": das alte Wort Heeresschlitz III, 194, das seit ahd. Zeit nur spärlich weiter gelebt haben muß.[1])

Neu bildet er nach dem mhd. genôze das Adj. genoß I, 376, 377, 378 gleich, ebenbürtig; ungenoß I, 378.

Altertümlich klingt gemein machen VI, Einl. V = bekanntgeben; stets sagt er Odem I, 179, oder Othem III, 35 (ganz außer Odem II, 43); gülden I, 167, was schon damals dichterischen Klang hatte; poetisch ist auch Anger III, 204 und Rain III, 209, 210; die Wacht für Wache II, 207.

Veraltende Worte hält er, wie Lessing,[2]) fest: Wiederkunft I, 89, 130; Gewinnst I, 179, 243, 244; Abgift I, 251,

[1]) Es findet sich in keinem neueren Wörterbuch, auch nicht im D.Wb., auch nicht in den mhd. Wörterbüchern von Lexer und Müller-Zarncke, noch in den mnd. Graff, ahd. Sprachschatz IV, 985 und Schade, Altdeutsches Wörterb. 373: harisliz, herisliz, hericliz f. t. m. „Heeresbruch . . ."; Frisch (1741) hat es: „Heris diz, die Verlassung des Heeres, erklärt von Schliz", F. von lassen, und Schottel 454 b „Heerslitz = das Heer lassen". Die Etymologie ist: schlitzen = brechen, zerreißen.

[2]) Tyrol, a. a. O. 29.

III, 182; genugsam V, 81, 91; Burgemeister I, 255; daß V, 21; säumhaft III, 330; läufig II, 281 = vorkommend, üblich, das noch Leibniz gebraucht, dann aber veraltet (Paul); häufig ist willküren III, 197 = wählen; III, 209 = festsetzen.

Drei ganz neue Elemente des Wortschatzes: Dialekt, allgemeine Volkssprache und Altertümliches lenkten nach ihrer Stärke und Bedeutung zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Wie steht es, müssen wir nun fragen, mit dem aus der Frühzeit ererbten Sprachgut?

§ 16. Kanzlei.

Der Kanzleistil ist zurückgedrängt worden, zum mindesten auf das Maß seiner Zeit. Für den Standpunkt unserer Zeit klingt freilich manches nach der Schreibstube: so, wie wir zu Anfang schon sahen, das sehr häufige derselbe (I, 201, 274 u. s. f.) und solcher (I, 265, 267, 269, 270, ebd., 271 u. s. f.); ebender I, 210, 297 und selbiger I, 230, 304. Das Relativpronomen ist fast immer „welcher", auch, wie bei den Zeitgenossen, auf einen ganzen Satz bezüglich: . . . ., welches in beiden Fällen einerlei ist, IV, 336; der Satz „welches einerlei ist", ist stehend: II, 322, III, 101, IV, 246, IV, 273. Archaisch dagegen ist wohl schon der Gebrauch von welcher: derjenige, welcher: und welcher Geschichtsschreiber hier nicht seinen Stand faßt, der wird wahrlich die Erde nicht bewegen VII, Vorr. VIII; zum sichern Zeichen, daß diejenigen, vor welchen man sich jetzt zu fürchten hatte schon andre Leute waren als welche Carl der Große . . . . in Ehrfurcht gehalten hatte VII, 21/22, besonders in der „O. G."; und die relativische Verknüpfung: von welchem Allen die deutlichsten . . . . Beweise vorhanden sind V, 15 u. oft. Selten findet sich das Neutrum „das" (I, 205, II, 115), häufiger das volkstüm-

liche was: das Recht, was I, 221; dasjenige Eigenthum, was ebd.; das Dorf, was; vgl. II, 114, 115, 156, 185, 202; III, 27, 99, 204; IV, 6, 39, 93, 131, 253, 254, 316; V, 4 u. ſ. f.

Vereinzelt: auf was Art II, 156 (auch bei Schiller). Häufig findet ſich ein vielleicht urſprünglich dialektiſch-volkstümliches „als" vor dem Relativum; die bei Möſer typiſche Verbindung „als welcher" gehört wohl der Kanzleiſprache an: [1]) . . . . das Hollandsgehen, als wodurch . . . . I, 189; . . . . die Heerſtraßen . . . ., als wodurch . . . . I, 313; vgl. I, 353, IV, 351 („als wodurch angezeigt wird"); als worin IV, 206. Man kann auch viertens die Scheffelwroge dahin rechnen, als welche ſich oft in Privathänden befindet II, 343; Dieſes läßt ſich nun mit der Erbpacht nicht wohl reimen, als welche es nothwendig dem freien Willen beider Parteien überläßt . . . . III, 301. Vgl. IV, 266, 271, 321 (in einem Formular!); V, 64, 89/90; VI, 114b, 117, 276, 299; VII, 12 („im Jahr vor ſeinem Ende, als welches im Jahr 978 erfolgt ſein ſoll"); VII, 60, 171; VII, 2, 22. Wenn wir einen Impoſt von 35 Procent, als ſoviel die deutſchen Linnen jetzt in England wirklich bezahlen . . . . II, 319.

[1]) Adelung, Sprachl. II, 364: „Im gemeinen Leben iſt es ſehr gewöhnlich, den Relativen zu genauerer Beſtimmung noch ein als vorzuſetzen, welches aber in den meiſten Fällen unnöthig iſt, und die Rede nur ſchleppend macht, weil das Relativum ſelten eine nähere Beſtimmung bedarf, als es in ſich ſelbſt enthält."

Styl I, 191 (Präciſion, Ueberfluß an einzelnen Wörtern.) „Die vier erſten Gedichte, als welche anfänglich zuerſt herauskamen, wo ſowohl als, als anfänglich überflüſſig ſind."

Bei Gottſched kommt „als" vor, z. B. Sprachkunſt 212 (§ 18) „Wie alſo diejenigen unrecht thun, die den weiblichen das Endungs-E rauben, wenn . . . ., als welches die Sprache . . . hart und rauh macht."

Maſſenhaft kommen Formwörter vor, wie im gleichen I, 406, inmittelſt I, 189, 193, 406; II, 80 u. ſ. f.; dieſerhalb I, 203, 224, 409; dieſerwegen I, 226; dergeſtalt I, 208; andrergeſtalt II, 201.

Dazu Kanzleiformen wie: nunmehro I, 104, II, 153; bishero I, 159, 233; hinfüro II, 55; fürohin II, 146, 210; derozeit VI, 78. Ihro I, 123, 185, II, 212 u. ſ. f. (Ironiſche Häufung z. B. I, 320 ff.)

Auch leben die Epitheta des Kanzleiſtils fort, gegründet I, 185; ob angezogen III, 283; vorhin angezogen II, 336; vorgängig II, 209; vorgedacht II, 214, 319; IV, 198; obgedacht IV, 194; vorbeſchrieben IV, 240; nicht ſelten ſind Wendungen, wie: Ich thue Ihnen alſo hiermit kund und zu wiſſen III, 8. Doch verſpottet er mit denſelben Worten den alten Stil, ſo in dem „Schreiben eines weſtphäliſchen Schulmeiſters über die Bevölkerung ſeines Vaterlandes" I, 320 ff.: gedachten mein Sohn I, 320; großgünſtig ebd.; ähnlich in dem „Vorſchlag zu einer Urthelfabrik" II, 210 ff. und in dem „allerunterthänigſten Memorial" III, 107 ff Und ziemlich rein iſt das „Formular eines neuen Colonat-Contracts . . ." IV, 319 ff., viel weniger das folgende „Formular des bisher ertheilten Freibriefes" IV, 331: hier mußten die Kanzleiſchriften als Vorlage benutzt werden; ähnlich verhalten ſich die Eingabe der Ritterſchaft „Das Herkommen in Anſehung der Abſteuer und des Verzichts adlicher Töchter . . ." IV, 227 und die darauf ausgeſtattete Urkunde IV, 232 ff.

Hier reihe ich auch wieder die Vorliebe Möſers für Subſtantivbildungen auf — ung an; er berührt ſich aufs engſte mit Leſſing.[1]) Ich gebe nur die beliebteſten und auf-

[1]) Vgl. z. B. Erich Schmidt, Leſſing II, 697; Auguſt Lehmann, Forſchungen über Leſſings Sprache, Braunſchweig 1875. S. 215.

fälligſten: Reizung I, 91, 130, 146, 437; II, 15, 18, 195, 270; Kitzelung I, 156, 211; II, 153; Anlockung II, 15; Handlung für Handel I, 94, II, 27; Handlungsbund III, 184 (daneben auch Handel I, 95, 140); Bewegungsgründe I, 161; II, 193; Verlaſſung = Abſtand, Abſage I, 224; in Anſehung I, 311, 394; II, 91, 93, 192; Vergeleitung II, 312 (= Geleitbrief); Ueberziehung I, 332 (= Ueberſiedelung); Uebernehmung I, 345; II, 16; Schadloshaltung I, 358; III, 60; Pflegung I, 375; in Vergleichung I, 396, 413; III, 68; Entzückung II, 61, 264; Schweifung II, 81; Erwerbungsmittel II, 178; Blendung, figürlich = Vorſpiegelung II, 232; III, 4; III, 12; Beängſtigung III, 5; Theilnehmung III, 29; IV, 37; Annehmung III, 66; Nachgebung III, 308; Erdbebung IV, 42; Ergießung der Freundſchaft IV, 74; Bemerkung = Beobachtung IV, 99; [1]) Begrabung der Leiden IV, 169; Genehmhaltung IV, 332; Vergleichung V, 26; Beiwohnung V, 50; Entſchließung V, 54; Genießung V, 258; Scheidungsgebirge VI, 115; Scheidung = Grenze VI, 116; Strebung VI, 223; Gefangennehmung VII, 2, 86; Auskaufung VII, 2, 159. [2])

Vornehmlich der Kanzleiſprache eigen iſt der häufige Gebrauch des Participiums anſtatt eines Nebenſatzes, wie

---

[1]) „ich habe einen (Freund), der lange im Kriege gedient und manche gute Bemerkung gemacht hat"; ebenſo bemerken = beobachten I, 205, und Anmerkung = Beobachtung IV, 296.

[2]) Anders gebildete Abſtracta, die beſonders häufig und auffällig ſind: Dazwiſchenkunft V, 16; Wildtracht, Brieftracht V, 18; Großheit V, 43 (= Streben, groß zu erſcheinen); Geringheit VI, 62 (= geringe Bedeutung); Gutheit V, 157 (= Güte).

ihn das Streben nach inhaltreichen Sätzen hervorbrachte.[1]) So steht das Part. Präs. in passiver Bedeutung:[2])

ihre sich durch die Noth vermehrende Lasten II, 197; ebenso I, 372; alle seine bei sich führende Waare I, 313; die sich verspätende Erndte III, 203; bei erheischender allgemeinen Noth II, 196; meine vorhabende Heirath II, 62; seine bereits habenden Schulden II, 112; vgl. III, 164; ihre unterhabende Höfe III, 229; vgl. IV, 306; III, 305; II, 112; I, 125; die vorseienden Verbesserungen[3]) III, 309; II, 51.

Das Part. Praeteriti in aktiver Verwendung:[4])

ihre bis dahin genossenen Zinsen V, 63; nach dem mir vorgesteckten kleinen Ziel VI, Vorr. VII; sämmtlicher nach und nach an sich gebrachten Reichsvogteien VI, Vorr. XIII; die an sich gebrachten Heerbannsämter VII², 149; die an sich gezogene Gewalt VII², 6; nach erlangter Krone VI, 78; ihre bis dahin gehabte Ehre I, 115; ebenso IV, 82, 282; VII², 87; seine uns zugefügte Beleidigung I, 295.

Ebenso gehört dem offiziellen Stil die Inversion nach „und" an;[5]) sie ist bei Möser außerordentlich häufig:

und ist es meine Meinung jetzt nicht, solche gleichfalls auf jene Grundsätze einzuschränken I, 313; und ist die Krampe ein Draht, der (den Schweinen) durch den Rüssel gezogen wird III, 214; vgl. I, 129; II, 216; III, 288, 298, 321; IV, 274, 322, 324, ebd. u. s. f.

---

[1]) Ebenso bei Lessing, vgl. E. Schmidt, Lessing II, 706; Lehmann, a. a. O. 213.

[2]) Vgl. H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart. 2. 1901. I, 213.

[3]) Besonders als Kanzleistil getadelt: Deutsch. Museum, a. a. O. 214.

[4]) Vgl. Wunderlich, a. a. O. I, 126.

[5]) Vgl. Wunderlich, a. a. O. I, 417; ebd. Literaturangabe.

§ 17. Fremdländiſches.

Das Franzöſiſche haftet ihm vor allem an, und hier wieder beſonders die feine Sprache der Geſellſchaft.

Niece II, 230; Kapriolen II, 263; Meubles I, 215, Porcellain I, 241, 242, II, 84 u. o.; Habit I, 112; haut gout V, 198; Chican I, 227, 356 u. o.; Raiſonnement II, 213, Conqueten I, 197; petit air étranger I, 190 [1]) Chimäre II, 238; chimäriſch II, 140; charmant I, 139; changeant I, 208; perſonell I, 230; divertieren II, 232; correſpondieren I, 288, dirigieren I, 427; inſtruieren I, 427.

Redensarten wie: dieſe Perſon hat eine ſchöne Lecture I, 203; etwas den bon ton finden I, 124; III, 168.

Auch aus ſpäterer Zeit ſtammt viel Fremdes: So heißt es in dem Aufſatz „Wie man zu einem guten Vortrage ſeiner Empfindungen gelangt:"

Operationen IV, 7; Colorit ebd.; ſeine Rolle disponieren IV, 8; Situation ebd.; tourniren IV, 19. Und ſonſt: point d'honneur IV, 120;[2]) namentlich für Ausdrücke des täglichen Lebens oder des Geſchäftsverkehrs: Fond II, 252; Fond d'amortissement II, 106; Magazin II, 252; Chatoulle II, 53; Confiscation II, 54; Revue II, 68; Oeconomie I, 112; II, 147; ökonomiſch II, 210; Bilanz I, 276; Aspect II, 179; Situation II, 184; ſpeculatoriſche Situation II, 48; controlieren II, 184; Controleur II, 202; Conſumtion II, 287; Circulation II, 322; circulieren II, 325; reſſortieren III, 177; unter der beſten Garantie und Sicherheit

[1]) Stolz, in der Fremde geweſen zu ſein.

[2]) Viel häufiger jedoch in den Briefen: Crayon X, 145; au bout de la plume X, 148; à costi X, 151; Correctio, Simplicität ebd.; à baton rompu X, 154; pot pourri X, 158; in effigie X, 165; Favoritarbeiten X, 168; alio respectu X, 174; X, 185 Sujet. Sie ſtammen aus dem franz. Plauderſtil: X, 211, oder ſind gelehrten Urſprungs: X, 212.

II, 327; Provision, Assecuranz I, 144; Route I, 166; Kontribution I, 312; kontribuiren I, 168; esprit de corps II, 69; III, 373; esprit de Fabrique[1]) II, 266; Competenz I, 230; Profession II, 133; Professionisten I, 266 = Berufshandwerker, gegenüber Acteur I 265 = Kunsthandwerker; compensieren II, 326. Flor I, 275, 281, 282; II, 60 u. oft; Instrument II, 122 („das . . Instrument zu diesem Unglück"); die Cultur der Industrie II, 126; Ingrediens II, 126; Exempel, durchgehends für „Beispiel": I, 90, 91, 112, 158, 183, 255 u. s. f.; Felonie III, 193.

Besonders reich ist die wissenschaftliche Prosa: Problema I, 187; allegiren I, 217; demonstrativisch I, 219; einen Totalbegriff anatomiren IV, 25; subhastiren III, 257; conferiren III, 264; präsentiren III, 265; peremtorisch III, 268; Amalgama III, 270.

Nur die wichtigsten Gruppen habe ich herausgreifen und mit einigen, wenigen Beispielen kennzeichnen können; erschöpfend kann die Darstellung nicht sein, denn es begegnet fremdes Sprachgut auf jeder Seite. Erziehung, Beruf und wissenschaftliche Neigungen hatten ihm viel Fremdes zugetragen; die Beschaffenheit der deutschen Sprache im allgemeinen machte es ihm, bei aller theoretischen Abwehr, unmöglich, sich von dem notwendig gewordenen freizuhalten; die erzählenden Stücke sind völlig rein, die wissenschaftlichen und didaktischen erscheinen im Vergleich zu den zeitgenössischen Zeitschriften (etwa den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772) sehr maßvoll.

Doch noch deutlicher tritt uns seine Abneigung gegen das Fremde entgegen. Ganz offenbar, wenn er fremdes

[1]) Für den neuen, durch das Fabrikwesen aufkommenden Charakter des Handwerks.

Sprachgut verdeutscht, wie in dem Aufsatz: La Prude et la Coquette zu deutsch IV, 104 ff., für Pruderie setzt er Tugendstolz, für coquett das westphälische fänger, weil er glaubt, daß das allgemein hd. „Hähnern" für Coquetterie „nicht die Miene habe, daß es sein Glück machen werde". Für boudoir bildet er „Launewinkel". Lessing hatte Laune als Uebersetzung des engl. humour = heitere Gemütsstimmung eingeführt, diese Bedeutung aber später wieder aufgegeben (D. Wb.); Herder „stellte dann I, 5 die engl. Laune dem Witz der Franzosen gegenüber", gebraucht sonst Laune in der Bedeutung „Stimmung".[1]) Möser konnte mit diesen Bedeutungen nichts anfangen und fragte verzweifelt: „Was ist Laune?";[2]) er kannte nur die alte im Dialekt fortlebende Bedeutung wie im mhd. „wechselnde Gemütsstimmung"[3]) (Weigand) und bildete danach sein Launewinkel gleich Schmollwinkel.

Wie Lessing „Mißbegriff" und „Mißgeschmack" bildet,[4]) so Möser „Mißtheil" IX, 95 mit der Anmerkung: „Da man im Deutschen Mißtöne und Mißfarben hat, so glaube ich auch Mißtheile, welche das eigentlich disparate veranlassen, sagen zu können"; Mitminner setzt er für Rivale, mit der Anmerkung: Medeminners sagt der Holländer für Rivaux.[5])

Glücklicher als in diesen Wortbildungen, die wohl kaum Eindruck gemacht haben, ist er in dem zweiten, wirkungsvollen Mittel: der absichtlich gehäuften, ironischen Verwen-

[1]) Längin, a. a. O. 105.

[2]) V, 79 ff.

[3]) V, 79: „Wir Leute auf dem Lande sprechen auch wohl von guter oder böser Laune ...."

[4]) Erich Schmidt, Lessing II, 698.

[5]) Spr. u. Lit. 24.

dung, in der er sich wieder sehr nahe mit Lessing berührt.[1]) Gerade den Konversationston, dem er selbst seinen Tribut zollen mußte, greift er an: besonders in dem Aufsatz II, 82 ff., wo er überaus lächerlich klingende Wendungen häuft: fatiguirt und aneantirt, affreuse migraine, abominable, paradiren, Porcellain II, 84; Assemblee, Repas, Soupés fins II, 85; Auditor II, 87; haute lice II, 88; Meubles, Nippes, Ajustemens II, 89; dann II, 90 und besonders III, 92; II, 98: Fy, cela sent! . . . würde sie mir entgegenrufen; bel esprit du jour I, 210; tant pis, tant mieux I, 208.

Seine Spezialgebiete sind die Moden: Saloppe I, 89; I, 254; petite Saloppe I, 111; Entoillage I, 90; Grosse — Beauté I, 90, 111, 254; à la grecque I, 91, 111; Coeffuren, Borderien, Galanterien I, 215; Agrements I, 111; vgl. I, 302; II, 222 ff., 299; und die Speisen: Sauce de diable I, 210; Brühe couleur de procureur général I, 241; mosaique auf dem Schinken ebd.; Aufsatz à la Romaine I, 242 (hier ahmt er auch französische Konstruktionen nach: Sie haben erst zwanzig Jahr I, 243; vgl. II, 75; IV, 37 ff.). Wendungen wie „extrakuriöse Relation" I, 208 kommen sofort heraus, wenn er das Französische verspotten will: sie führen ganz in die Möserische Gedankenwelt hinein.

Ganze Sätze in fremder Sprache sind in den ersten Bänden der „Phant." selten: Die Summe aller Lehren ist

[1]) Vgl. z. B. Max v. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der Hamburg. Dramaturgie. Berlin 1882. S. 6: „Eine andere Erscheinung .... ist der sehr ausgedehnte Gebrauch, den Lessing von der „Ironie" macht. .... dabei zeigt es sich, daß er die meisten ironischen Wendungen im Kampfe gegen die Franzosen gebraucht."

dann: Omnia licent II, 49; Le ridicule est la raison du sot II, 226; Hic sit alterius, qui suus esse potest III, 124; vgl. II, 125, 228, 252; III, 308, 315. Im Alter zeigt sich mancherorts eine Vorliebe für gelehrte Einstreuungen, vgl. IV, 25; IV, 26; IV, 28; IV, 173; IV, 174; IV, 336; V, 78. Hier hat der Geschichtschreiber also ein Ganzes, und kann bei dem Schluß eines jeden mit dem Dichter sagen: Tantae molis erat Romanam condere gentem); V, 160 (1791); V, 173.

II. Kapitel. Satzbau und Komposition.

Sehen wir im Wortschatz die Schriftstellerei der Jugendzeit fortleben und bemerken zugleich deutlich die charakteristischen Zeichen einer Weiterentwicklung, so vor allem nun bei der Betrachtung des Satzbaus. *Der Grundzug des Möserschen Stils* tritt wieder hervor: er *ist von Anfang bis zu Ende rhetorisch*. Seine Art, seine typische Ausprägung wandelt sich freilich nach bedeutsamen Richtungen, die, neben dem Einfluß literarischer Strömungen, wesentlich durch *die veränderte schriftstellerische Aufgabe* gegeben sind. Zuerst war es die glänzende Rhetorik der Franzosen, nicht frei von Schwulst und Bombast, im Grunde hohl, weil die Rede an fingierte Personen gerichtet war; jetzt sind es eindringliche Reden an seine Landsleute: diese erste und wichtigste Voraussetzung für Mösers Wirksamkeit [1]) bestimmt den Aufbau seiner Werke in entscheidendem Sinne.

[1]) Vgl. besonders M's. eigene Aussage III, 92: „Gleich anfangs, wie ich die Feder einigemal in diesen Beiträgen ansetzte, ging meine Absicht dahin, . . . meinen Landsleuten . . . . . ein sicheres Vertrauen und einen edlen Muth beizubringen. . . ."

§ 18. Wunsch und Ausruf.

Beide Satzformen sind bei Möser außerordentlich häufig und beleben seine Sprache.

Wunschsätze in imperativischer Form zeigen am besten die Eigenart seiner rhetorischen Didaktik.

Bedauert, demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemüht euch vielmehr den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! I, 252. Ihr sollet den bisherigen Rauchschatz dazu einbehalten und von den Wachen an den Amthäusern befreit sein. I, 271. Ihr sollet, da ihr keinen Acker habt und alle diese Lasten einzig und allein von eurer Handarbeit bestreiten müsset, . . . das Handwerk und den Handel durch's ganze Land allein treiben dürfen, und dabei von allen Zöllen befreit sein. I, 271. Das glaubt mir gewiß; wir kriegen Jahraus Jahrein viele Menschen und viele Städte zu sehen, wir kennen sie, und der große Mogul selbst wird dieses nicht ändern. I, 310. Denken Sie nicht, daß ich das Lesen guter Schriften verachte. Ich kenne den Werth derselben sehr gut . . . II, 85/86. Vergeben Sie mir dieses altfränkische Wort. Ich glaube, Sie werden solches nicht verstehen . . . II, 89. Denken Sie nicht, daß ich zu sehr in's Traurige oder in's Ernsthafte verfalle. . . . II, 90. Lassen Sie also, liebster Freund! Ihren schwärmerischen Gedanken von der Glückseligkeit eines Staats fahren, worin alles nach Verdiensten gehen sollte. II, 191. Sehen Sie dagegen unsre alte einfältige Verfassung an! II, 257. Lassen Sie in Ihren Gegenden dergleichen auch machen. III, 161. Vgl. I, 363/364; II, 45.

Häufig stehn sie auch optativisch.

Man teile alle Arme in drei Klassen. Die Einrichtung dieser Klassen werde mit Zuziehung der Pfarrer gemacht. I, 160. Nun, mein lieber Kanzler, so mache er die Anstalt dazu, und lasse das Verbot erst ruhen. III, 128. Die Guts-

herrn sollten sich allem ferneren Anbau widersetzen. I, 292. Wir sollten ein gleiches Gesetz im Lande haben. . . . . I, 293. Man beschuldige uns keines Eigensinns. I, 299. Es sollte daher ein ewiges, unveränderliches Gesetz in jedem Staate sein. . . . II, 29; vgl. I, 415; II, 88; III, 140. Häufig in der Ueberschrift der Aufsätze (II, 99; III, 73).

Er redet in Ausrufen:

einzelner Worte:

ach Mann, Mann . . . ja Geliebter! . . . o, Geliebter! I, 40.

Charakteristisch ist die Heraushebung des betonten Wortes als Ausruf:

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt! I, 249. Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können. I, 252. Der gute Mann, daß er seine Orangerie nicht behalten hat! I, 329. Gott, du weißt, wie viel mir dieser Schritt kostet! II, 62.

Ganze Sätze stehen massenhaft in Ausruf:

Wie schwach sind unsere Maßregeln, die wir gegen solche Mißbräuche ergreifen! I, 285. O wenn diese kluge Dame doch ihren Beifall einem geschickten Tischler gäbe, und ihn zu neuen Geschöpfen aus Eichenholz vermöchte! Wie Vieles würde sie, der Handwerker und das Land dabei gewinnen! II, 226. Mit was für einem edlen Stolze, mit was für einem Bewußtsein deiner und meiner Würde würde ich . . . I, 412. Ach Mann! Mann wie vieles haben wir verloren! I, 412/413, vgl. als typisches Beispiel dieses „Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause". (I, 411 ff.)

Sehr tief greift diese Erscheinung in die Beurteilung seines Stils ein. Manchmal ist es, als wenn man die unruhige, zerrissene Rede Herders[1]) höre; die wichtigsten

[1]) Vgl. besonders Piquet, a. a. O. 23 ff.

Redeteile wirft er im Ausruf hin und setzt über das Verbum, besonders die Hülfsverba schnell hinweg.

Aber treten Sie zurück, wie groß, wie wundernswürdig wieder! I, 196. Aber unten — in der Ferne, wie prächtig ist beides! ebd. Aber nun was Besseres! wird man mir zurufen. III, 337.

Doch es ist nicht das Stammeln des Sturms und Drangs. Herder ist keck, überströmend voll Kraft; Möser ist maßvoll. Nicht so häufig,[1]) noch so formlos ist der Ausruf bei ihm; er entspringt nicht so sehr dem Pathos,[1]) sondern, wie schon das letzte Beispiel zeigt, dem Dialog.

So weit geht der Zuruf meiner Freunde. Aber nun die Antwort — nun bessere Mittel! III, 370. Sie sind des Dinges müde, und unsre Veränderungen so mannigfaltig geworden, daß Sie ihnen mit Ihrer Musterung nicht haben folgen können! IV, 37.

§ 19. Frage.

Rhetorische Fragen sind sehr häufig, während der ganzen Dauer seiner Schriftstellerei. Ein Beispiel für viele:

Man wird einwenden: „Die Anstalt sei ganz gut, wenn man jährlich mit Gewißheit auf eine sichere Summe rechnen könnte.“ Allein warum kann man das nicht? In Deutschland . . . hat man die unbeständigsten Gefälle zu fixieren gewußt. Warum sollte dieses nicht auch mit den Almosen geschehen können? Wir legen Schatzungen an, um Pulver zu kaufen und die besten Städte damit in den Grund zu schießen. Sollte man denn nicht auch so etwas tun können, um andere wiederum glücklich zu machen? Sind die Armen

[1]) Wie bei Herder, vgl. Piquet, a. a. O. 39.

nicht ein eben so wichtiger Gegenstand der öffentlichen Vorsorge als andre Dinge? Und würde sich nicht jeder Hauswirt jährlich gern zu einem gewissen Almosenbetrag selbst subskribieren, wenn er dagegen von allem andern Ueberlauf enthoben sein könnte? Würden diese Gelder nicht besser angewandt werden als diejenigen . . . . .? Und werden wir . . . . . .? I, 162/163.

Die Einzelrede gibt jedoch nicht mehr allein die Form an, wie zu Anfang:

Frage und Antwort, Rede und Gegenrede ist in weitem Umfange an ihre Stelle getreten.

Von einem andern Wege aus gewinnen wir die Verbindung mit der Jugendperiode. Gellert war der Meister dieses Stils; er hatte das Wechselgespräch aus der Unterhaltung des täglichen Lebens in den Fabel-[1]) und Briefstil[2]) eingeführt. Lessing wurde sein bedeutendster Schüler: dieselbe Art treffen wir nun bei Möser.

Wir hören den Plauderton Gellerts wieder, wenn er seine „Ansichten und Meinungen" in der Wechselrede zweier oder mehrerer Personen entwickelt, wie besonders in dem Artikel, „Nichts ist schädlicher als die überhandnehmende Ausheurung der Bauerhöfe." (III, 271 ff.)

Das Erste wird schwer halten, bemerkte ein Moralist; III, 273. Wir tun wahrlich Unrecht, versetzte ein Alter, daß wir uns über unsre Vorfahren beschweren, da wir selbst den Mißbräuchen kein Ziel setzen. III, 274. Herr! sagte ich zu ihm, und faßte ihn beim Knopf, der Henker pfände ihm das Herz aus dem Leibe und dann gehe er und richte. ebd. Hurry! Murry! unterbrach sie hier ein Offizier. III, 276.

[1]) Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 68 ff.; Derf. Lessing II, 709.
[2]) Biermann, a. a. O. 65 ff.

Es ist wahrlich keine Sache, worüber man spotten sollte, fing hier der Moralist wieder an. ebd. Und wieder in den Worten des „Moralisten“: Unsre ältesten Vorfahren, um sich kurz zu helfen, schnitten den römischen Richtern und Advokaten die Zungen aus, und ich stelle mir die wilden Fleischer mit der Zunge in der Hand noch oftmals vor, wie sie sprachen: . . . . . III, 277. Darauf wird das Gespräch fortgeführt:

Ein andrer Pedant — denn einen Pedanten könnte man diesen Philosophen doch wohl nennen — fiel ihm hier in die Rede, und behauptete . . . . III, 278. Ich mag das Gewäsch nicht länger hören, rief hier der Offizier . . . . III, 280. Ich denke, das Beste ist, wir setzen einen Preis von hundert Dukaten auf die Beantwortung der Frage: welches die beste Art des Colonats sei? versetzte ein andrer, der bis dahin in aller Stille den übrigen zugehört hatte . . . III, 281.

Endlich kommt Möser selbst: Ueber die letzte [Frage] will ich jetzo meine Meinung eröffnen. . . . . III, 281.

Hier ein Fall, wo der Aufbau noch besonders ausgeprägt die dialogische Struktur zeigt; vgl. noch besonders: Zu welchem Ende würde der [Freie] sagen, soll ich Gebäude errichten? III, 309; Der Gutsherr würde sagen: Ich wollte, daß der Leibeigenthum aus der Welt wäre, III, 310.

Die Beamte, so sehr sie auch selbst über diesen Vorfall bewegt waren, antworteten nach Landesrecht, ihr Mann sei biesterfrei verstorben . . . . III, 338. O Himmel! rief sie aus, ich bin aus einem Dorfe zu Hause, wo die Luft das Einschreiben ersetzt . . . . III, 339. Alles dieses, versetzten die Beamte, kann die Landesherrschaft, nicht aber uns bewegen, von unserer Forderung abzugehen. ebd.

Hier nun trat die Obrigkeit, oder vielleicht die Gesellschaft ins Mittel und sprach: IV, 127. Und wie ihr hierauf

die lärmende Menge antwortete: . . . . ., so war natürlicher Weise ihre Antwort: IV, 128. Und überhaupt konnten diese Beamten sagen: „wenn wir unser Bestallungsholz selbst fällen . . . ." V, 14. Auf der andern Seite dachten die Vogtsleute: Je nun, unser Vogt ist doch nur ein Mann, und unser sind zweihundert. ebd.

Wie, sagte ich zu ihm, Sie wollen diesen Mann zum Concurs bringen? V, 58. O! antwortete er, daran liegt jetzt nichts. ebd. Indem wir noch miteinander redeten, kam einer von des Schuldners älteren Gläubigern dazu, und sagte: . . . . ebd. Er wollte weiter reden, als ihn mein Anwalt eifrig mit den Worten unterbrach: . . . . V, 59. Der gute alte Gläubiger vermochte hierauf nichts zu antworten, als daß er noch beim Weggehen versetzte, es müßte doch ein wunderliches Recht sein. V, 60.

Dann endlich Möser selbst:

Ich kann nicht leugnen, die Klagen dieses Mannes brachten mich auf die Frage: Ob wir denn wirklich ein so paradoxes Landrecht hätten? und bewogen mich, den Mitteln nachzudenken, wodurch sich unsre Vorfahren in solchen Fällen geholfen hätten. V, 60. Endlich sagte seine Frau zu ihm: Mann, wenn wir das nicht abändern, so werden wir arm, und unsre Schäfer reich. V, 141. Alles, was der Knecht erwirbt, soll mir als Herrn gehören, sagte er zu seinen Leuten; und wenn ihr das nicht wollt, so könnt ihr meinen Dienst verlassen. ebd.

Besonders deutlich, die Komposition des ganzen Aufsatzes bestimmend:

Wozu der Putz diene? Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter" (IV, 49 ff.). „Johann, seid doch so gut" (II, 260 ff.). „Also ist die Anzahl der Advokaten nicht so schlechterdings einzuschränken" (III, 196 ff.). „Also dürfen keine Plaggen aus einer Mark in die andre verfahren wer-

dea" (III, 220 ff.). „Ueber die verfeinerten Begriffe" (III, 250 ff.). „Gedanken über den westphälischen Leibeigentum" (III, 253 ff.).

Viel Beispiele in der Erzählung vom „armen Freien" (V, 154 ff.), in der „Bauerntheodine" (V, 174 ff.), ferner V, 20 ff.: V, 37/38; V, 46, 48; V, 54; V, 99.

Lessings Eigenart nähert sich Möser, wenn er das Gespräch zu einer Szene ausbaut:[1]) Das Dialogisch-dramatische ist hier das Grundprinzip beider Schriftsteller.

Wir wollen hier, um die Anlage und Verfassung der Städte mit hinlänglicher Deutlichkeit zu übersehen, eine nagelneue Stadt auf dem Papier anlegen. Hier sei das Dorf, und dort der Landesherr, der ihm in einem gnädigen Briefe bekannt macht, daß es nach reiflicher Ueberlegung in eine Stadt verwandelt und mit Wall und Mauren umgeben werden solle. Was werden die Einwohner dieses Dorfs dagegen vorstellen? „Ach gnädigster Herr! . . . ." III, 169 ff.

Aehnlich II, 29—30; und vor allem die „Phant." „Johann konnte nicht leben" (I, 253 ff.), „Ueber die allgemeine Toleranz" (V, 293 ff), besonders V, 304 ff.

So auch zwei Aufsätze gegeneinander: V, 274 ff. und V, 284 ff.

Alles kommt darauf an, dem Leser oder Hörer den Inhalt klar vor die Augen zu stellen. Lessing gebraucht für seine Didaktik die dramatische Gestaltung; Mösers Art ist die Erzählung: ein starker epischer Einschlag kennzeichnet das Dialogische seines Stils. Vollends in der

[1]) Vgl. hierzu besonders O. Immisch, Beiträge zur Beurteilung der stilistischen Kunst in Lessings Prosa, in Sonderheit der Streitschriften. Neue Jahrb. für Philologie u. Pädagogik 2. Abt. 33 (1887) 331—347 u. 393—410, besonders 396 ff.

„O. G." mußte das erzählend-schildernde Moment in den Vordergrund treten, man lese etwa VI, 179 ff. oder VII, 144. Hier erwuchs die schönste Blüte episch-erzählender Inszenierung in der unvergleichlichen Schilderung des niedersächsischen Bauernhauses in seinem Ruhezustand: Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnet immerfort, und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer; und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehn und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen, und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, und beachtet Keller und Kammer. VI, 102.

Wie Gellert und Lessing[1]) wendet sich auch Möser mit Vorliebe von Anfang an an den Leser, fragt ihn und gibt die Antwort, oder der Leser fragt und macht Einwürfe.

Ich zanke mich oft mit meinem Manne — nun das versteht sich, werden Sie sagen — und vielleicht hat er wohl gar Recht — dies versteht sich sonst nicht. II, 232. Aber .... nun, was für ein Aber? werden Sie vielleicht fragen .... aber dabei keine Satyre II, 255. So dunstet auch grobes Mehl im Backen mehr aus als feines, und der Gäscht .... doch was hilft es, daß ich euch Gelehrten alle meine Geheimnisse entdecke? IV, 146. Aber, werden Sie

[1]) Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 68; Eiermann, a. a. O. 70.

sagen, was ist für eine Anstalt zu treffen? IV, 291. Man denke aber nicht, daß dieses bloß die Wirkung einer Mode gewesen, welche die Vornehmen zuerst, und die Geringen zuletzt annahmen. — Nein es ist das Werk der Noth. IV, 216. Diese können freilich Wechsel in Menge schreiben; aber darf man fragen, wie? Und können wir ohne Erröthen daran gedenken? I, 97.

Das Moment der Entwicklung tritt damit in den Stil: ein Satz wird hingeworfen, durch Frage und Antwort zugespitzt, und alles Gegenteilige von der Hand gewiesen, bis das Wahre allein übrig bleibt. Wir sehen eine tiefe Verwandtschaft mit Lessing, „einem Schriftsteller, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket."[1])

Vielleicht wird man sagen, hätte es solchergestalt doch dem Eigenthümer, als Patron, freigestanden, seinen Hof einem Leibeignen zu conferiren, und diesen dem Heerbannshauptmann an seine Stelle darzustellen. Ich antworte hierauf ja und nein, und will dieses sogleich näher erläutern. III, 264.

Besonders in dem Aufsatz „Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen" (IV, 28 ff.) z. B.

Du nennest das hart? .... Gut. Mitleidiger Mann, ich will Allen was mitgeben, es soll Niemand bei mir darben; IV, 29. Aber das geht nicht: wir müssen arbeiten, wir haben Pflichten gegen uns, gegen Andre, gegen Gott .... ebd. Richtig, vollkommen richtig! Jedoch gesetzt.... IV, 30. He! .... Du lachst, und meinst, Westphalen sei nicht Otaheiti? Je nun, so kommen wir auf dem rechten

[1]) Herder, Kritische Wälder I; vgl. hierzu besonders O. Immisch a. a. O. besonders S. 393 u. 395; auch Er. Schmidt, Lessing II, 713.

Fleck zusammen, so ist die Frage nicht, ob Redouten und Comedien erlaubt sind; nein! ebd. u. s. f. Und „Vom Gläubiger und landsässigen Schuldner" (III, 355 ff.), besonders von III, 357 bis 362, wo endlich die Spannung gelöst wird: Was ist denn nun übrig, uns ein Spann auf den Hof zu bringen? Soll ich's sagen? Er muß seinem Leibeignen Kredit machen. Wieder Kredit? Je nun, so sind wir ja wieder an dem Fleck, wovon wir abgegangen sind. Und wodurch macht er dem Leibeignen Kredit? Dadurch, daß er und sein Hofgewehr eisern wird? Ich zweifle sehr. Durch Bewilligungen? Nun, wenn diese so oft ertheilet werden müssen ....

Oder V, 281, wo er Fragen stellt und selbst beantwortet:

Mit Dispensationen ist hier nicht auszulangen; und wenn man sich hierauf zurückziehen wollte, wer sollte diese ertheilen? Der Papst? O wie würde die deutsche Nation schreien! — Der Bischof? ach, der arme Mann! er wird so schon von den Hofdamen und Hofleuten genug geplagt, seitdem er sich nicht mehr wie sonst hinter den Fels Petri verbergen, und den Papst mit dem Hasse aller abgeschlagenen, ungebührlichen Dispensationen beladen kann . . . Der weltliche Landesherr? Nun freilich! man hat ihm, damit er nicht einmal auch eine Priesterehe für gesetzmäßig erklären möge, die Ehesachen solange entzogen ....

Oder V, 48.

Eine besondere, wieder mit Lessing eng verwandte[1] Eigenart dieser entwickelnden Methode ist das Polemische:

[1]) Vgl. Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 45; und besonders Immisch, a. a. O. 399: „Lessings Stil ein dialektisch-rhetorischer im eminentesten Sinne".

.... aber, wird man sagen, warum machte der König nicht sogleich mit seinen Reichsständen ein Gesetz, daß die Enkel in des Vaters Stelle treten sollten? Hierauf antworte ich: das konnte er nicht. IV, 154. Aber, werden Sie sagen, was ist hier für eine Anstalt zu treffen? IV, 291.

Gellert setzt „eine Moral oder sonst einen allgemeinen Satz als Prolog“[1]) voran; auch Möser tut es:

Vom Handwerk sagt man, daß es einen güldenen Boden habe. Allein von dem Dienste kann man behaupten, daß er einen eisernen habe. I, 167. Die Mode dient einem Krämer oft, eine alte Ware an den Mann zu bringen. Mit dieser kleinen Entschuldigung sei es mir erlaubt, ein altes westphälisches Minnelied .. dem Publicum mitzutheilen. III, 234.

Charakteristischer ist aber, daß er, wie Lessing,[2]) einen Vorwurf, meist in Frageform, in hitziger Polemik hinschleudert. Als typisch kann der eine Aufsatz „Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten“ (I, 158 ff.) gelten:

Wie, Sie wollen das Betteln rühmlich machen? In der Tat, das fehlt den faulen Müßiggängern noch. Allein herunter mit dem Schleier, herunter mit dem Regentuche, worin, worin sich viele unserer Bettlerinnen verstecken, um ihre Ehre nicht zu verlieren. Verdient eine arme unglückliche Person so viel Schonung, so sorge man für sie daheim, und setze dieselbe nicht der traurigen Nothwendigkeit aus, ihr Brod vor den Thüren zu suchen I, 158.

Da redet sich Möser wohl in Zorn und Aufregung hinein, aber er schließt nie, ohne wieder ruhig und gemessen geworden zu sein; sei es, daß er sich selbst beschwichtigt:

Doch ich will die Sache gelassen betrachten I, 159, oder die Ruhe wieder herstellt:

[1]) Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 68.
[2]) Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 69.

Man kann leicht denken, daß die Vogtsleute dem Kammerrathe nicht nachgaben; und vielleicht stritten sich beide Parteien noch. Allein das Beste ist, wir lassen sie zanken; und denken für uns: Sie hatten alle beide so großes Unrecht nicht V, 22.

Klarer als an irgend einer andern Stelle haben wir hier die Verschiedenheit zwischen Möser und Lessing vor Augen: Lessing, der Bewegliche, allzeit Kämpfende; Möser stets ruhig und gelassen.

§ 20. Aussage.

Dem **rhetorischen** Grundsatz entsprechend ist ein reichgefüllter Periodenbau das Charakteristische. Knappe Satzformen wendet Möser nur in seltenen Fällen an. Die „lehrreiche Geschichte" vom „abgeschafften Herkommen" ist etwa ein Beispiel:

Wie sie des Abends zu Hause kamen und einmüthig beim Heerde saßen, erzählte die Mutter der Sylika ihrem Mann den ganzen Vorfall. Sie ließen beide ihre Gedanken lange darüber gehen; endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: die Sache betrifft nicht bloß mich, sondern alle zur Burg gehörige Leute.

Oder auch „Die Abmeierung" (II, 114 ff); doch geht der schlichte Erzählungsstil hier, wie allermeist, in behagliche Plauderei über.

Den eigentlichen Höhepunkt der Schriftstellerei Mösers (etwa die Zeit von 1760—1780), charakterisiert ein voll entwickelter, breiter Satzbau; allmählich setzt dann eine Einschränkung ein, und am Ende der achtziger Jahre herrscht eine deutlich erkennbare Sparsamkeit.

Diese Entwicklung zeigt sich einmal besonders in der Behandlung der Hülfsverba „sein" und „haben". In

den ersten Bänden der „Phant." setzt er sie in den weitaus überwiegenden Fällen, nur selten läßt er „haben" fort:

Allein seitdem man in den neueren Zeiten sich keine Mühe verdrießen lassen I, 188; vgl. I, 318; II, 56. Etwas häufiger „sein": I, 309, 399; II, 12, 14, ebd. 121, 130, 145, 232, 281, 317.

Vom 3. Bande an ein offenbares Zunehmen; „haben" fehlt: III, 6, 31, 183, 202, 262, 274, 307, 312, ebd. (1774), 316, 356, 367; IV, 73, 148 u. s. f.

„sein": III, 278, 294, 367; IV, 19, 111, 169, 196, 264, 322; V, 121, ebd. u. s. f.

Im ganzen genommen findet sich die Auslassung jedoch nicht so häufig wie bei Lessing,[1]) und bei weitem nicht wie bei Herder. [2])

Zum andern beleuchtet der Gebrauch der Parantheſe die fortschreitende Zusammendrängung des Stoffes. Anfangs verwendet er sie selten und wie im Gesprächston:

Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde I, 254. Mit den „Gesprächsformen"[3]) des Gellertschen Briefstils ist diese Art verwandt:

Jenes that ich doch nur aus Eigenliebe...., und dieses, ich will es nur gestehn, geschieht auch nicht bloß aus Liebe IV, 70. Gestern, wie wir uns zu einer Promenade fertig machten, sagte ich zu dem Herrn — (seinen Namen errathen Sie leicht) — IV, 72. Von meiner Großmutter — Sie sehen, wie sehr ich ältere, indem ich mich einer Großmutter erinnere — finde ich noch so vieles Linnen und Tischzeug V, 4. Vgl. besonders V, 51 ff.

[1]) Vergl. Lehmann, 107 ff.

[2]) Nach Piquet, a. a. O. 21 besonders häufig bei „haben", seltener bei „sein" (22).

[3]) Biermann, a. a. O. 65 ff.

Vom 4. Bande an nimmt sie sichtlich zu und dient vor allem der Verdeutlichung:[1]) lieber wird eine Parantheſe eingefügt als der Satzbau weiter ausgebaut; viel Inhalt in knappe Formen zu bringen, iſt jetzt das Prinzip.

Ihre ſchwere Infanterie — denn ſie hatten auch eine leichte, die wie bekannt, mit der leichten Reiterei überweg lief — hat ſchwerlich viele ihres Gleichen gehabt. IV, 17. Je angeſehener dergleichen Männer ſind — und ſchlechte wird man doch in der guten Abſicht, ſeine Hinterſaſſen zu erhalten, nicht nehmen — deſto mehr muß man ihnen geben. IV, 165. Indeſſen kömmt doch Alles zuletzt darauf an, was ſämmtliche geſchloſſene adliche Geſellſchaften — denn einzelne können hierunter nicht gut etwas beſtimmen — dem höchſten Reichsoberhaupt zu Ehren, oder der deutſchen Nation zum Beſten tun wollen oder ſollen IV, 267. Da . . . . es zu weitläuftig geweſen ſein würde, zu jeder Anlage die kaiſerliche Bewilligung einzuholen — und eines von beiden mußte doch geſchehen — ſo . . . IV, 351; vgl. noch IV, 47, 350.

Am ſchlichteſten wirkt, der geſprochenen Rede gleich, die Parataxe; Möſer verwendet ſie aber nur in ſeltenen Fällen. Echt volkstümlich dagegen iſt die nicht ſeltene ſyntaktiſche Erſcheinung, „und“ als parataktiſches Bindewort eigentlich ſubordinierter Sätze zu verwenden:[2])

Ja er ging zuletzt ſo weit und machte ein Lobgedicht auf den wohlthätigen Fluch, daß jeder Menſch ſein Brod im Schweiß des Angeſichts eſſen ſollte II, 86. Verſuchen Sie es und kommen zu uns I, 94. Leben Sie wohl, meine Beſte, und beunruhigen ſich über nichts III, 7.

Wägt der Autor parataktiſche und hypotaktiſche Fügung ab, ſo ſtellt ſich eine reizvolle Kunſtform dar.

[1]) Wie bei Leſſing, vgl. Immiſch, a. a. O. 403.
[2]) Vgl. O. Behaghel, Zſ. f. d. W. VI, 366 ff.

Nur mein Kind ist mir geblieben, und damit sitze ich nun schon in den dritten Tag in meinem binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassenden Putzzimmer, weil ich das Herz nicht habe, vor die Thür zu gehen und mich dem hämischen oder stolzen Mitleide meiner Nachbarinnen bloß zu stellen. I, 413. Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeiget hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des 12ten und 13ten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern; und unsre Nation, die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansahe, womit wir jetzt ein flämisches Stilleleben betrachten, die folglich auch keine große Werke der bildenden Kunst hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. . . . . I, 395/396.

Als ein Muster Möserscher Stilkunst lese man diese „Phant." über „den hohen Styl der Kunst unter den Deutschen"; ferner besonders „Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange" (IV, 5 ff.) und das „Schreiben über d. d. Spr. u. Lit."

Nicht immer erreicht er so abgerundete Formen: die subordinierten Sätze sind zu zahlreich.

Sonſt brauchte er ſie nur in einzelnen Verrichtungen, und wenige Geſellen verlangen es beſſer, weil ſie nicht Mittel genug haben, ſelbſt Hauptmeiſter zu werden, und, wenn ſie alle Theile des Handwerks lernen wollten, damit, ſolange ſie nicht Hauptmeiſter ſind, nichts anfangen können. I, 264. Und die Sache ſelbſt, da von der geiſtlichen Pfründe dem Staate am Altar, von der weltlichen im Gegentheil demſelben im Felde, wenigſtens durch die von ihm in Sold und Kleidung zu unterhaltende Vicarien gedienet wird, leidet eine ſo vollkommene Vergleichung, daß ich nicht ſehe, warum dabei einiges Bedenken ſein könne. III, 326. Auch ſoll der Hofeserbe, wenn er außerhalb Landes wäre, und ſich vor Ablauf eines Jahres und eines Tages nicht von ſelbſt meldete, damit ſeines Erbrechts an dem Hofe verluſtig, und dieſes auf denjenigen verfallen ſein, welcher, wenn jener nicht vorhanden wäre, der nächſte dazu geweſen ſein würde IV, 322.

Die Satzfügung wird dadurch noch verwickelter, daß Möſer die **rhetoriſche** Art bevorzugt, einen Satzteil herauszunehmen, daran eine Kette parataktiſcher und hypotaktiſcher Sätze anzuſchließen und das Verbum des Hauptſatzes am Schluſſe nachklappen zu laſſen:

In dieſer ſchrecklichen Vermiſchung, meine Freunde, worin das Kleid überall den Mann macht, und das Geld mehr gilt als eigner Heerd; wo die Ehre, ſeine Obrigkeit zu wählen, und zu Geſetzen und Steuern ſeine Bewilligung zu ertheilen, kaum noch erkannt wird; wo keine Ehrenſtellen in der Kirche, keine Ehrentänze auf Hochzeiten, keine Kronen freigeborner Bräute, keine ſchwarze Kleider an Feiertagen und überall keine bürgerliche Würden dem Staate wie ehedem zu ſtatten kommen; wo der geldreiche Mann ſich Adel und Titel kauft; wo der Heuermann, der dem Staate ſo wenig mit ſeinem Blute als mit ſeinem Gelde in einem

gerechten Verhältnisse dient, aller Vorteile genießt, und den angesessenen Mann unter der Bürde der öffentlichen Lasten seufzen läßt; und wo endlich ein Cafarelli sich zum Herzoge singt; in dieser schrecklichen Vermischung, sage ich, ist uns eine schleunige Hülfe nötig, oder es ist Alles verloren II, 64; vgl. noch III, 329.

Aehnlich wirkt die Eigentümlichkeit, auf den ersten Satzteil einen oder mehrere Nebensätze folgen zu lassen, in der Art, wie sie von Gellert dem französischen Fabelstil nachgebildet und von Lesing übernommen ist. [1])

Der Seestädter, so lange er bloß seine Gebühren für die Bevorzugung ziehet, wird . . . . I, 101/102. Die Kornmagazine, wenn man eigne Gebäude dazu unterhalten, besondre Aufseher dazu bezahlen . . . . II, 54. Meiner ersten Braut, da sie nachher so unglücklich geworden, will ich in allen Ehren gedenken. II, 92. Die hiesige Landesordnung, nachdem sie sich . . . . II, 119. Ein Philosoph, als er unlängst die Ausschweifungen des englischen Pöbels las, sagte vor sich . . . . IV, 181. Vgl. noch III, 303; IV, 81, 191, 193, 215; V, 108, 116/117.

Die Wortstellung ist durchaus regelmäßig: keine Inversionen vor allem, wie sie der Sturm und Drang brachte. [2]) Doch fällt die „O. G." durch ein altertümlicheres Gepräge auf: bei zusammengesetzten Zeiten wird im abhängigen Satze das Hülfsverbum häufig voraus genommen:

. . . ., an dessen Tage er zum Bischof war ernannt worden VII, 29. Indessen . . . . bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß Udo . . . . nicht sei frei und ruhig erwählt worden VII, 54; . . . . . weil noch lange darüber geklagt wird, daß

[1]) Vgl. Er. Schmidt, A. f. d. A. II, 67 ff.

[2]) Bei Herder schon in der Jugend ungeheuer verbreitet; vgl. J. Hausmann, Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder. Diss. Leipzig 1907. S. 98; Piquet a. a. O. 28.

unſerm Stifte ſeine Zehnten nicht ſeien zurückgegeben worden VII, 86; und man kann annehmen, daß in dieſen traurigen Zeiten die Aecker ſind verlaſſen worden VII, 163.

§ 21. Zwei kleinere Eigentümlichkeiten des Satzbaues und der Kompoſition.

Den rhetoriſchen Charakter des Stils verſtärkt Möſer, wie Leſſing,[1]) durch eine häufige, doch auch wiederum maßvolle Anwendung der Unterbrechung.

. . . . Ich muß alſo doch meine Kuh . . . . Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Geſichte II, 39. Es iſt keine Zeitung, kein Journal, kein Intelligenzblatt, das ſich mit Vorſchlägen für uns arme . . . . . das Wort will nicht heraus, nun Kornjuden wollte ich ſagen, weil es doch einmal in aller Welt Munde iſt, abgäbe II, 56. Wie mein ſeliger Mann ſtarb, hatte ich nicht ſo viel, daß ich ihn ſtandesmäßig begraben laſſen konnte; und das übrige . . . . Für diesmal dünkte ſich Ariſt ſicher. II, 62. Die Schweſter wollte ihren Bruder nicht aus den Armen laſſen, oder er ſollte ſchwören . . . .; aber dieſer riß ſich fort IV, 132; vgl. V, 3; V, 48.

Eine überaus charakteriſtiſche Uebereinſtimmung zwiſchen Möſer und Leſſing beſteht endlich in dem beiderſeitigen Streben nach Deutlichkeit. Beide lieben es im Laufe der Unterſuchung „gelegentliche, erinnernde Winke“[2]) zu geben und ſo den Leſer aufzufordern, ihrem Gedankengang unbedingt zu folgen.

[1]) Vgl. beſonders v. Waldberg, a. a. O. 137 ff.

[2]) Immiſch, a. a. O. 402. Ich ſchließe mich den treffenden Ausführungen von J. im Gegenſatz zu O. Waldbergs „Schematiſchem im Stil“, a. a. O. 9 an.

Ich kann nicht leugnen, die Klagen dieses Mannes brachten mich auf die Frage: Ob wir denn wirklich ein so paradoxes Landrecht hätten? und bewogen mich . . . V, 60. Um aber wieder auf den Hauptsatz zu kommen, so glaube ich es sältsam dargethan zu haben . . . . III, 319. Wenn man sich in der Geschichte das Schauspiel geben will, wie fremde Rechte über die einheimischen gesiegt haben, so muß man immer von den Höchsten zu den Geringsten heruntergehen; und wenn man im Gegentheile alte deutsche Gewohnheiten aufspüren will, von unten in die Höhe steigen. So hat zum Beispiel . . . . IV, 215/16. So viel von dem Hofe; jetzt will ich auf die Person des Erbpächters kommen IV, 314; vgl. IV, 290; III, 185; IV, 291, 315; V, 283; VI, 268.

Auch gleich am Anfang: V, 293; und wieder darin das dialektische Streben, den Gegenstand von allem Unklaren und Unbestimmten zu säubern:

Mich dünkt, wir sind von der wahren Streitfrage abgewichen. Die uns zur Entscheidung vorgelegte bestand darin . . . . V, 313. Ehe man aber hierunter etwas Gewisses bestimmen kann, wird es nöthig sein, wiederum Einiges aus der Geschichte voranzuschicken IV, 275. Aehnlich: IV, 175, 187, 199, 202, 260.

B. Der Schmuck der Rede.

Aus dem Vielerlei der sprachlichen Formen hob sich im Laufe der Untersuchung eine Einheit heraus, die Grundlage und Aufbau des Möserschen Stils zur Erscheinung brachte.

Wir vollenden nun zuerst das Gebäude, indem wir zum kahlen Gerüst den Schmuck der Formen fügen und es dann mit den kostbaren Schätzen künstlerischer Werte einrichten. Finden wir Möser hier erst in seinem eigenen Heime, so muß sich die schriftstellerische Persönlichkeit, die wir im weiten Kreise seiner Zeitgenossen leben und nach und nach

zu einzelnen Geistesverwandten hintreten sahen, in ihrer vollen Eigenart darstellen; sie muß, wenn sie wie eine ganze Persönlichkeit dasteht, mit der Umwelt im Verkehr bleiben, um ihr zu geben und von ihr zu nehmen, und doch im Innern ein tiefeigenes Sonderleben führen.

Als einen Weggenossen Lessings sahen wir Möser auf weiten Strecken wandern, wir treffen die beiden auch hier zusammen, zunächst auf dem Gebiete kunstvoller Wort- und Satzverknüpfung.

§ 22. Parallelismus und Antithese.

Beide haben die Bindung durch parallele Satzteile zu seiner Kunst herausgebildet. Lessing schwankt zwischen Zwei- und Drei-gliedrigkeit; so sieht v. Waldberg in der „latenten Dreizahl“ [1]) eines der wichtigsten Stilmerkmale. Immisch betont dagegen die „dichotomische Gedanken- und Satzform“ [2]) und nimmt die Zweigliedrigkeit als vorherrschend an. [2]) Die Verschiedenheit des Resultats erklärt sich aus dem verschiedenen Gesichtspunkt, aus dem die beiden Forscher den Stil beurteilt haben: v. Waldberg geht bei allen Erscheinungen vom schlechthin Rhetorischen [3]) aus, Immisch führt dagegen das „Dialectisch-Rhetorische“ [3]) in seiner Weise durch.

Für Möser ergibt sich damit folgerichtig ein *Vorherrschen der Dreiteiligkeit*. So viel mehr das Rhetorische seiner Art das Polemische Lessings überwiegt, so viel mehr sichere Ruhe die bewegte Lebhaftigkeit, so viel mehr vertritt das volle Maß der Dreigliedrigkeit die kürzere

([1]) a. a. O. 114 ff.
([2]) a. a. O. 403.
([3]) a. a. O. 405.

zweigliedrige Form. Tief in Mösers Wesen begründet zeigt sich hier ein besonders typisches Merkmal seines Stiles.

Gleiche Satzteile sehen wir in paralleler Stellung dreimal wiederkehren. Wir werden zuerst aufmerksam, wenn wir das adjektivische Epitheton dreifach lesen, auch da, wo ein einziges genügen würde:

Ich bin ein recht hübsches, fleißiges, gutes Kind I, 200. in den Jahren, wo wir schwächlicher, leichtgläubiger und hilfsbedürftiger sind I, 202.

Ihre emsigen, reinlichen und munteren Kinder I, 206. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart, und so giftig I, 208; so verdeckt, kritisch und bedenklich I, 230; der Zwang schimpft, und macht aus muthigen, fleißigen und lebhaften Bürgern eine träge, verzagte und kriechende Heerde I, 235; der Geschmack . . . ist neuer, glänzender und verführerischer I, 265; Er betrachtet ihn als einen tüchtigen, guten und sichern Mann I, 279; geschickte, fleißige und unternehmende Handwerker oder Kaufleute I, 281; schönere, bessere und wohlfeilere Waaren I, 284; schlechte betrügliche und wohlfeilere Waaren ebd.; faule, ungeschickte und ungezähmte Leute I, 320; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Städte I, 340; wenn man von mir gesagt hätte, daß ich dein gutes, dein redliches, dein vernünftiges Weib wäre I, 412; [der Nachbar] ist mitleidig, gastfrei und uneigennützig . . . II, 7; durch einen förmlichen, weitläuftigen und kostbaren Criminalproceß II, 15; eine muthlose, träge und schamlose Volksmasse II, 17; Ein Staat, worin . . ., ist unstreitig besser, glücklicher und prächtiger als ein andrer II, 25; So viele, so große, so wesentliche Verdienste II, 59; sind unsre Affecten nicht zehnmal beherzter, wirksamer und eifriger als alle Vernunftschlüsse? II, 60; Doch die arme Hexe hat jetzt einen hübschen

feinen und frisierten Mann II, 32; alle bloße Versprechungen, welche nicht auf eine sichere, feierliche und vorgeschriebene Art geschehen . . . II, 125; Und wenn solche frühe, starke und große Studien dazu erfordert werden II, 129; Mein Mann ist ein derber, knotiger und entschlossener Wirth II, 9; . . . die Quelle des reinsten, stillesten und dauerhaftesten Vergnügens II, 43; Mit einer solchen Denkungsart werden wir nie arbeitsame, fleißige und mäßige Bürger ziehen III, 70; Derjenige Staat ist glücklich, der viele rechtschaffene, geliebte und geehrte Diener hat. III, 122; ich getraue mir doch zu sagen, daß aus diesem Stande die dauerhaftesten, fleißigsten und arbeitsamsten Männer gezogen werden, III, 126; Und wie weit hat mancher eiserner Kopf, der in der Jugend wenig versprach, den lebhaften, witzigen und geistvollen Knaben, von dem man Alles hoffte, hinter sich zurückgelassen! III, 127. Alles dies ist so klar, so gewiß und so unwiderleglich. III, 159. Alle Eigenschaften eines geschickten, redlichen und feurigen Mannes III, 198; unser Wegmeister zeigt nun einmal den gemeinsten sichersten und ebensten Weg III, 254; und so ist es wohl am besten, daß wir Jedem einen ebenen, richtigen und sichern Weg zeigen III, 255; ein froher, arbeitsamer und vermögender Wirth III, 316; Diejenigen ächten, wahren und rechtmäßigen Einwohner eines Staates III, 342; man kann dreist annehmen, daß es nicht bloß wilde Tapferkeit, sondern eine wahre, eigne, durch die Erziehung gebildete Kriegeskunst gewesen, welche die deutsche Nation den Römern erst fürchterlich, hernach ehrwürdich, und zuletzt werth gemacht hat IV, 19; Bei gewissen seltnen feierlichen Gelegenheiten IV, 53; ein ächter, schöner, reiner Weizen IV, 48; Wie mancher edle, verdienstvolle und liebenswürdige Mann hat nicht schon für mich geblutet IV, 158; eine vortreffliche, angemessene und sichere Auflage IV, 335; eine

eigne, besondere und mächtige Feuchtigkeit V, 81; ein reiner, unverdorbener, natürlicher Trieb V, 90; Das fühlte und dachte er, und so maß er seine Strafe dem schwächeren, zärtlicheren und empfindlicheren Theile der Menschen zu V, 107.

In gleicher Weise adverbiale Bestimmungen:

In jedem fremden Lande, in jedem kleinen Flecken und in jedem Dorfe.... I, 247; Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe I, 256; beim Graben, Spinnen und Arbeiten I, 256; die allzugroße Freiheit ohne Probe, ohne Aufsicht und ohne Ordnung zu brauen I, 237; Mit Eifer, Muth und Freude I, 279; alle diese großen Vortheile für Tugend, Sitten und Polizei II, 9; so verlieren sich die Begriffe von Ehre, Tugend und Sitten II, 10;

Auch wenn sie formell verschiedenartig sind:

Wenn ich die Rechnungen . . . nachsehe, so werden neun Zehntel der Kosten von den Hofgesessenen getragen, und diese durch Mitleid, durch Andacht, und um größere Uebel abzuwenden zur gutwilligen Uebernehmung dieser Beschwerden bewogen II, 16.

Am meisten jedoch bei genau entsprechenden Bestandteilen:

Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beseelt II, 41. Denn wie viele kostbare Processe sind nicht seitdem über bloße Versprechungen, die in einem unüberlegten Augenblick, in der Hitze einer Leidenschaft, oder aus Höflichkeit geschahen, geführet! II, 124; Allein dies Alles beweiset nur, daß man die Sache mit Anstand, Glimpf und Geduld betreiben müsse II, 142; durch Dauer, Fleiß und Arbeit III, 126; Schminkt man sich doch oft mit Klugheit, Verschämtheit und Tugend, wenn die natürliche Schönheit allein nicht mehr wirken will V, 6.

So tritt das Verbum in dreifacher Gestalt auf:

Wer viel durstet, hungert und friert, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme I, 136; Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist I, 211; Und wie konnten Sie bei Ihren großen Einsichten die Absichten nicht unterscheiden, wozu wir beide geboren, erzogen und gewöhnt sind II, 85; Sie arbeiteten und beteten und ergötzten sich auch bisweilen untereinander II, 134; (Witz und Verstand) sind Eigenschaften, welche wir in Andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen II, 262; Dies macht (den Gutsherrn) vorsichtig in seinen Bewilligungen, aufmerksam auf die Brüchtensatzungen, und geneigt, seinem Leibeignen zu helfen, ihn zu schützen und zu vertheidigen III, 270; oft liegt eine Rose, die des Morgens erst aufblühete, ehe es Abend wird, verwelkt, entblättert und verachtet unter den Füßen IV, 45; Die Predigt rührt, bewegt und bessert ihn V, 48.

So steht das Substantiv dreimal, als Subjekt:

Dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und, was das Vornehmste ist, sein eignes Interesse I, 255; und wenn es zum Treffen kam, so entschied persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit I, 399; man kann sagen, daß in einem solchen Lande Fleiß, Ordnung und Tugend zu Hause sei II, 8; Geiz, Mißtrauen und Furcht schleichen sich in die besten Herzen ein II, 9; die jeder Gesetzgeber, jeder Landstand, jeder Vornehmer, der . . . II, 28; die Noth, der süße Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe II, 39; Ein Krieg, ein Mißwachs und andre Unglücksfälle II, 99; Gesundheit, Fleiß und Redlichkeit machen das größte Capital des menschlichen Geschlechts aus II, 136; Stolz, Eigenliebe und Einbildung würden wenigstens überhaupt nichts verlieren II, 142; Natur, Menschheit und Menschenliebe haben laut zum Lobe solcher Anstalten ge-

sprochen II, 164; Mit Macht drängt sich Gesundheit, Fleiß und Stärke immer von unten auf gegen die Höhe II, 252; Tugend, Vernunft und Muth haben unstreitig ihren großen Werth III, 11; Wozu denn alle heutige Erziehung, Religion, Moral? III, 13; Ist da freier Entschluß, wo die herannahende Ewigkeit, die versöhnende Stimme des Geistlichen, das edle Zureden einer Freundin, ein empfindsames Herz zugleich bestürmen? IV, 109; Wer heißt uns aber gerade das zur Schande machen, was eigentlich das Mittel sein soll, einem Gefallenen wiederum zu seiner Ehre zu verhelfen? Unsre Empfindsamkeit, unsre neumodische Menschenliebe, unser zärtliches Mitleid; vielleicht auch das Bewußtsein eigener Schwachheit, die Thräne des gefallenen Kindes, die arme verführte Unschuld V, 112.

Als Prädikatsnomen:

Das, was ihnen durch das Vergrößerungsglas ein rauhes Ding, eine fürchterliche Borke, ein häßlicher Quark scheinet . . . I, 196; Er war der Vater und der Friedensrichter seines Kirchspiels, der Freund seiner Untergebenen und der Rathgeber in allen Wirthschaften I, 239.

Als Objekt:

ohne hier wider die Billigkeit, dort gegen die Klugheit, und dann gegen sein eigenes und des Landes Interesse anzustoßen I, 234; Ich erwähne nichts von der Tyrannei, welche . . .; nichts, davon . . .; und endlich nichts davon, wie . . . I, 234/35; Und so verliert die kleine Stadt ein Genie nach dem andern, weil sie demselben nicht alle Tage einige tausend Zuschauer, Bewundrer und Käufer verschaffen kann I, 268; Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat I, 395; Sie hatte ein hübsches Gesicht, ein unschuldiges

Herz und eine feine Erziehung II, 92; . . . wenn ich nicht alles, was im Hause war, Früchte, Vieh und Hausgeräthe auf einmal verlieren wollte II, 114; Welch eine Reihe von Jahren arbeitet er, um seine Finger, seinen Arm und sein ganzes Gefühl zu bilden! II, 129; und wie soll man hernach Leute, denen man die Reizung der Ehre, die Achtung gegen ihren Dienst und die hieraus fließende Empfindung aus dem Herzen schlägt, in Ordnung halten? III, 132; Denn dabei kömmt für uns, die wir kein Auge, keine Hand und keinen Fuß mehr dazu haben, nichts heraus als Schade III, 256; Sie würden erstaunen, wenn Sie die Ordnung, den Fleiß und die Munterkeit der hiesigen Einwohner sehen sollten V, 127; Ihre Entfernung von einander und von der Dorfschenke verhindert überdem manche Versuchung, Begierde und Gelegenheit VI, 94.

Mehrere syntaktisch eng verbundene Satzteile:

Die Mittel Städte in Flor zu bringen, jedem Bürger Patriotismus einzuflößen und ihn zu großen Unternehmungen zu begeistern, waren . . . I, 281, das ganze Land ist schuldig, [den Bürgern] für jeden einquartierten Soldaten die Miethe, für jede Wache, so sie außer der gemeinen Reihe thun, den Lohn, und für jedes Bollwerk die Unterhaltungskosten zu bezahlen II, 281; In der Noth zeigt der Weise seine Größe, der Christ sein Vertrauen auf Gott, und der Patriot Arbeit und Dauer II, 37; Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend, und mich entkräftet II, 38; Und damit der Junge fein war in seinen Reden, recht stark in seinem Vorsatze, und in allen Ausführungen unerschrocken werden möchte III, 240; aber jetzt muß ich schon alle meine Reizungen aufbieten, meinen ganzen Verstand mit zu Hülfe nehmen, und wohl gar eine oder zwei Tugenden mit unterspielen lassen, um . . . . V, 3; wir haben

so viel Zeug verstückelt, so viele Zeit vertändelt, und so viel Geld versplittert, daß es . . . . V, 6. Stolz auf meine eigne Würde, des Beifalls aller Rechtschaffenen sicher, für den Angriff leerer Köpfe geheiligt, dünkt mir . . . . V, 7.

So sehen wir endlich die Sätze dreimal in gleicher Gestalt wiederkehren, in parataktischer, wie hypotaktischer Stellung.

Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen, er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülflam, daß . . . . I, 208; wer sich vor uns zu schämen hat, der flieht uns zuerst, haßt uns leicht, und verfolgt uns zuletzt, um sich eines beschwerlichen Zeugen seiner Unwissenheit zu entledigen I, 295; Dieser verfertigte Zifferblätter, jener emaillirte sie, und ein andrer machte Gehäuse dazu, die wiederum ein andrer gravierte oder durch getriebene Arbeit verschönerte I, 263.[1]) Der kleine Staatskörper gleicht einem würdigen Capitel, wovon jedes Mitglied sich selbst und seine Mitbrüder ehrt, worin man keinen an seine Pflicht bei Strafe des Zuchthauses erinnert, und wo der unfehlbare Verlust der Präbende, oder die Verweisung aus der Versammlung die größte und empfindlichste Strafe ist II, 8. Es ist also gar kein Wunder, daß die Geschichte der Amazonen, nachdem ein witziger Kopf solche erfunden, ein Dichter sie geschmückt, und ein Geschichtsschreiber sie als etwas Gewisses, vielleicht ungewisses angeführet hatte, sich bis zu unsern Zeiten erhalten . . I, 401, und die vorhin so große und edle Nation, die keiner Gesetze bedurfte, die ohne Versuchung und Noth in

[1]) Damit die Dreigliedrigkeit nicht gestört wird, erscheint anstelle eines vierten Gliedes der Relativsatz!

ihrer Selbstgenügsamkeit ruhig und sicher lebte, die den bloßen Gedanken einer Leibes- und Lebensstrafe unerträglich fand, verwandelt sich in einen vermischten Haufen .... II, 10; Wo die Umstände so gelegen haben, wo der Landmann seinen Vorrath .... verkauft, und seine geringen Nebenwohner .... brodlos läßt, da ist .... II, 30; Sie zeigen, daß bei Landesanstalten mehrenteils nur die schlechtesten Leute auf Kosten der bessern Haushälter zehren, die dreistesten Bettler den bescheidenen Armen verdrängen, und weit größere Summen ausgegeben werden ..... II, 35; Wenn aber der Mann, der ...., diesen Klagen gleichgültig beipflichtet, wenn der Christ, anstatt ...., sich den Schwachgläubigsten gleichstellt, wenn sogar der Patriot solche Klagen mit eben der Gelassenheit anhöret, womit ....: so geräth man in die Versuchung ..... II, 36; So wird der Faden unsrer mehresten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen III, 155; der Leibeigne stellete keine Person vor, er hatte nichts Eigenes, er war keines Rechts, keines Besitzes, keiner Erbnutzung fähig III, 258; So war der Leibeigenthum bei den Römern; so soll er noch im Mecklenburgischen und in Liefland sein; und so muß er überall nach rechtlichen Begriffen zuerst angenommen werden III, 259; Denn was kann trauriger sein, als Witwen und Waisen sofort in der größten Betrübnis, zu überfallen, Alles was sie im Hause und Vermögen haben, aufzuschreiben und wegzunehmen, und ihnen von den Empfindungen der Vornehmen die allerunanständigsten Begriffe beizubringen? III, 331.

Wir hingegen opfern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf; verfolgen unsre Feinde mit der artigsten Manier, und schwindeln bei allen plötzlichen Zufällen IV, 33; Es war eine Zeit, worin der Sachse auf seinem Hofe saß, und weder Städte noch Dörfer

um sich duldete, worin er außer der Salstätte und der Leibzucht keine Wohnung auf seinen Gründen haben durfte, und worin er von keinem Geldreichtum etwas wußte IV, 208. Im Alter, und fast in jeder Periode des Lebens, sehen wir die Begebenheiten von einer ganz andern Seite an, machen ganz neue Betrachtungen darüber und vertragen diejenigen nicht mehr, welche uns in jüngern Jahren die prächtigsten schienen VI. Vorr. VIII.

Wie viele der vorhergehenden Beispiele schon zeigten, steht der Aufbau ganzer Perioden unter dem Gesetz der Dreigliedrigkeit.

Die Handwerker in kleinen und mäßigen Städten nehmen immer mehr und mehr ab, ihre Aussicht wird täglich trauriger, und die natürliche Folge davon ist, daß sie sich zuletzt in lauter Pfuscher verwandeln müssen I, 263; Einige haben mir den bittern Vorwurf gemacht . . . Andere haben sich beklagt . . . . . Noch eine andre . . . . . II, 95; Denn in dem Wunsche, daß alle osnabrückische Männer nur osnabrückische Waaren tragen möchten, sind wir doch eins. Wir sind eins, daß . . . . . Wir sind darin vermuthlich auch eins . . . . . II, 142; Wo der Pflug fehlt, da kann der Acker nicht gebauet werden, wo der Acker nicht gebauet werden kann, da fehlen die Pferde; und wo diese fehlen, da muß, wenn es zum Dienste kömmt, ein Nachbar des andern Last tragen III, 266. Ueberhaupt scheint der Mensch dazu geboren zu sein, um unter der Zucht zu leben. Den Vornehmen peitscht die Ehre . . . .; der Soldat würde ohne Zucht ein Fluch des menschlichen Geschlechts sein; und wie sollte denn der . . . . . Landmann in Ordnung erhalten werden . . . .! III, 371. Nun stelle man sich die Verwirrung vor, welche aus einem solchen Haushalt entstanden. Man stelle sich vor . . . . . Man stelle sich vor . . . .V, 16.

Endlich ein Bild der verschiedenen Gruppen, wie sie in buntem Gemisch aufeinander folgen.

Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart, und so geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant I, 208; Man will daher schließen, daß wir faule, ungeschickte und ungezähmte Leute wären, die sich aller guten Polizei widersetzten und lieber auf Abenteuer in die weite Welt gingen, als zu Hause den ihnen von Gott verliehenen Acker baueten I, 320; Ich finde aber, daß der häusliche Trieb etwas zu ersparen und zu gewinnen, und von diesem Gewinnste mit Ordnung wohlzuthun, die Quelle des reinsten, stillesten und dauerhaftesten Vergnügens sei III, 43; vgl. besonders noch I, 373; II, 7, 11, 126; III, 133; IV, 19; V 90/91, 122, 70, 81; VI, Vorr XII.

Gegenüber diesem Grundprincip der Dreiteiligkeit findet sich der zweigliedrige Parallelismus verhältnismäßig selten; am meisten noch, wie zu erwarten, beim adjektivischen Epitheton:

Besser und wohlfeiler I, 264; Daher ist es billig und nothwendig I, 276; es ist auch gar nicht glaublich oder wahrscheinlich I, 281; Ihr heroischer und freiwilliger Entschluß I, 296; Es ist ein leichter und lustiger Erwerb I, 303; Denn was kann unbilliger und grausamer sein I, 417; ekelhafter und abscheulicher I, 437; Es ist eine große und wichtige Pflicht II, 36; eine lange und mühsame Vorbereitung II, 128; Was für ein früher und starker Eindruck II, 129; dieser edle und gutherzige Trieb III, 155; Der Vorsatz an sich bleibt immer groß und schön III, 170; Unsre Vorfahren sind immer groß und glücklich gewesen III, 197.

In der „O. G." tritt eine besondere Art von Zweigliedrigkeit hervor: zum zweiten Mal treffen wir, jetzt ganz deutlich, eine Beeinflussung durch altdeutsche Sprachform.

Es erinnert an die poetischen Formen der Rechtssprache, wenn es heißt: Sie dienten . . . ohne Eid und Sold, und fochten für ihren eignen Heerd, Bruder bei Bruder, Nachbar

bei Nachbar. VI, 31. So besonders der zweigliedrige Parallelismus mit tautologischem Wert:[1] Niemand als ein Genosse konnte [solche Rechte] erkennen und weisen VI, 16; [die Wehrung] wurde im vordem verglichen und bestimmt VI, 21; sich vereinigen und verbürgen VI, 29; hegen und schützen VI, 302.

Vergleiche weiter den tautologischen Parallelismus einführender Coniunktionen, wie er in der „O. G." häufig ist: Vorhin und ehe diese Stiftung geschehen VI, 3; vordem und ehe . . . VI, 123 e; ehe und bevor Claudius seinen großen Entschluß vollführte VI, 134. Indessen, und da man einmal weiß VII, 13 ebenso VII, 54; VII, 2, 145.

Dem breiten Stil gemäß ist die Verbindung von zweigliedrigen Elementen zu dreigliedriger Einheit:

Und so bald [die Kirche] diesen großen Endzweck hatte, sobald sie Reichen und Armen, Wein- und Ackerbauern, Hirten und Jägern ein gleiche Güte zeigen wollte, so bald sie die Einwohner fruchtbarer und unfruchtbarer, schwach und stark bevölkerter, heißer und kalter Gegenden einerlei Feiern teilhaftig zu machen wünschte, so war es . . . . II, 148; Zudem suchst du die Freuden da auf, wo sie niemand findet, am Hofe und in den sogenannten guten Gesellschaften, wo Jedermann ißt und trinkt, spielt und tanzt, lieset und arbeitet aber alles zum Zeitvertreib V, 16.

Häufig ist auch der doppelte zweigliedrige Parallelismus, 2+2 Glieder in genau symmetrischer Gestalt:

Sobald aber Schwerdt und Pflug getrennt wurden, so wurde dieser schimpflich und verlassen, jenes aber geehrt und geachtet I, 277; das geschwinde und laute Lob der leichtfer-

[1] Vgl. J. Grimm, Von der Poesie im Recht. Kl. Schriften VI, 153 ff.; hier besonders S. 159.

tigen und schmeichelnden Menge II, 126; Schreckliches und erniedrigendes, aber wahres und gewissenhaftes Bekenntnis! II, 238; [die Kinder] werden von hofgesessenen Vätern und Müttern durch Lehre und Beispiel zur Arbeit und Ordnung erzogen II, 8; Da hat die Kriegsgefahr so viel gekostet, hier hat der Reiter so viel verfressen; das haben die Lieferungen weggenommen, jenes die feindlichen Erpressungen oder die Gerichtskosten III, 272; vgl. IV, 171.

Und doch wird wieder Dreigliedrigkeit angestrebt:

Vermöge der gemeinen Verpflichtung kann diesen obliegen, ihr Holz nicht zu verlassen, vermöge der besonderen, gar nichts ohne Anweisung zu füllen, und was dergleichen Einschränkungen mehr sind III, 307.

Endlich ist die Viergliedrigkeit auch auf dem Höhepunkt der Schriftstellerei nicht selten, aber lange nicht so häufig wie zuerst und bis zu Ende in stetem Abnehmen.

[Die westphälischen Damen] haben nichts von dem sanften Gelispel, nichts von der zärtlichen Mattigkeit, nichts von der zitternden Empfindsamkeit, und überhaupt nichts von der unaussprechlichen Morbidezza, welche .... II, 218; Man hört weder Frosch noch Vogel, die Früchte fallen überall ab, die Bäume verlieren ihre Blätter, und sogar das Dach unsrer Hütte faulet und fällt zusammen III, 149; vgl. I, 346; II, 36; IV, 10, 24.

Auch werden hie und da fünf und mehr Glieder aneinandergereiht: Keine Sonne leuchtete mehr, die ganze Natur war todt, kein Vogel sang, kein Kraut wuchs, und der blaue Schimmer des Schnees entdeckte ihnen nichts als ihr beiderseitiges Elend III, 150; oder II, 27, 29, 130.

Hin und wieder finden sich zwei formal gleiche Satzteile durch Partikeln verbunden oder getrennt; hier herrscht vorwiegend Zweigliedrigkeit: es ist der Uebergang des Parallelismus zur Antithese.

Nicht allein die Dankbarkeit, sondern auch die Klugheit erfordert es III, 168; wo nicht in der That, doch wenigstens in der Theorie IV, 197; es fället [den] Nachkommen minder beschwerlich, dem Urenkel die völlige Ehre zu bezeigen, als dem ersten Erwerber, der ihnen gleich, wo nicht minder gewesen ist IV, 271. In Westphalen war die ursprüngliche Anlage so, daß, wo nicht jede Bauerschaft, doch gewiß jedes Kirchspiel seinen eignen Beamten hatte V, 12; ebenso V, 139.

Aber auch mehrgliedrig: . . . . indem er ihnen nicht allein eine Mühle, sondern auch eine Schule und Kirche bauen ließ, und einen Pastor und Richter hielt V, 12.

Doch ist diese Verknüpfung, obgleich nicht selten, lange nicht so häufig wie der dreigliedrige Parallelismus: ebenso ist es auch mit der Antithese; sie findet sich bei weitem nicht so häufig wie bei Lessing,[1]) immerhin dient sie auch Möser in hervorragender Weise, einen Gedanken durch scharfe Gegenüberstellung klar heraustreten zu lassen. Wo sie auftritt, ist sie fein pointiert. Die einfachste Form: zwei entgegengesetzte Glieder in genau gleicher Stellung ist selten:

Sie ließ sich, sie ließ andern Gerechtigkeit widerfahren III, 28.

Viel häufiger ist eine breitere Art:

Die sanfte Sittsamkeit bei schlecht geführten Angriffen, eine stille Bescheidenheit bei stark hervorscheinender eignen Größe III, 12. Es verwandelt sich der vertrocknetste Gram in das geduldigste Leiden II, 56. Man stört die Oeconomie der Natur, welche die Arbeit sauer und das Vergnügen süß gemacht hat IV, 88; und wahrscheinlich würde der dreiste Stümper den bescheidenen Künstler, der

[1]) Vgl. besonders Jurmisch, a. a. O. 404.

gefällige Schmeichler den stillen Redlichen, der unruhige Projektenmacher den erfahrenen Kameralisten, und das Schimmernde allemal das Wahre verdrängen II, 188. Falsche Vorwürfe treffen flach, aber wahre fassen tief, und man vergißt sie um so viel weniger, je mehr man sie verdient hat I, 295; Er war also großmüthig an der Weser, und grausam an der Elbe; weil er dort erobern, und hier zerstören wollte VI, 165; eine bezauberte Insel, worauf man alles findet, was man nicht suchet, und von dem, was man darauf suchet nichts findet II, 332; die [Natur] läßt den Weizen nicht mit schönen Blüthen glänzen, und fordert von den schönsten Blumen keine Früchte zu unserer Erhaltung IV, 44; vgl. noch besonders I, 233, 277, 280, 360; II, 24, 145, 148; III, 274, 290; V, 46/47.

Wie die Beispiele dartun, werden die antithetischen Satzglieder selten durch den Gegensatz einleitender oder verstärkender Partikeln, wie „doch", „aber", „indessen" u. s. f. verknüpft; dies ist als Stilfeinheit um so höher zu bewerten, als Möser im allgemeinen zur Satzverknüpfung auf Formwörter angewiesen ist und im besonderen gerade die antithetische Partikel „allein" fast auf jeder Seite gebraucht. Ich gehe nun die ersten Seiten des 1. Bandes der „Phant." durch:

Man giebt [den Töchtern] feinere Sitten, Verstand und Geschmack; allein es ist auch eine nothwendige Folge davon, daß die Haut auf der Zunge feiner, die Hände weicher und alle Sinnen schwächer werden . . . I, 90. Neuigkeit und Einbildung haben zwar ihre Rechte . . . Allein hebe dich einmal aus dem Schwarm so vieler verdienstlosen Affen . . . I, 91. Sie bedienten sich zwar des Schiffsbodens der Seestädter; allein sie verkauften ihre Waren nicht auf dem bremischen Markte I, 95. Allein Unsicherheit ist die Seele des Handels I, 100. Allein der Landstädter muß die Ent-

würfe machen, und den Seestädter leiten. I, 101. Allein in Deutschland hat Niemand darauf gedacht, einige Produkte nach der Levante zu schaffen I, 102. Allein in Deutschland findet sie überall ihren Markt I, 103. Flüsse und Häfen könnten uns dienen. Allein zufüllen sollten wir sie beinahe I, 105. Allein letzteres ist in der That nur dem Namen nach geschehen I, 106. Allein wir kennen die Welt von der Seite der Handlung nicht I, 107.

Vielleicht charakterisiert die merkwürdige Verwendung am Anfang eines Aufsatzes die übertriebene Vorliebe für dieses Wort am besten, z. B.: Das habe ich meinem Junker auch gesagt. Allein . . . . II, 228.

Den ursprünglich gegensätzlichen Charakter hat es bei dem häufigen Gebrauch verloren; es ist zum bloßen Formwort geworden, das die Lücke eines mangelhaften Uebergangs ausfüllen muß.

§ 23. Wiederholung und Wiederaufnahme.

Um den Bau der Formen zu Ende zu führen, haben wir noch zweier eng verwandter Stilmittel zu gedenken: der Wiederholung und der Wiederaufnahme. Liegt doch darin die weiteste Entfaltungsmöglichkeit des Möserschen Wesens: Streben nach Klarheit und Deutlichkeit,[1] Freude an rhetorischer Breite, endlich auch wieder ein schlicht volkstümlicher Zug.[2]

Wiederholung eines einzelnen Wortes findet sich häufig, z. B.:

Diejenigen ächten, wahren und rechtmäßigen Einwohner eines Staates handelten also gar nicht unbillig, wenn sie

[1] So von v. Waldburg und Immisch bei Lessing betont, vgl. Immisch, a. a. O. 403.

[2] So in Lessings Fabelstil von Er. Schmidt, A. f. d. A. 2, 72 gezeigt.

sich dergleichen Wildfänge gar nicht annahmen, ihnen kein Recht, keinen Richter, keine Ehre, keine Ehe, kein Witthum, keinen Contract gestanden III, 342.

Zur Deutlichkeit:

Oft und sehr oft sieht Mancher einen Heuermann auf unerlaubten Wegen II, 11; vgl. II, 27, I, 305, II, 244; Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andre, und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne I, 256; Diener . . ., die alle klagen, daß sie nicht leben können, und nicht wissen, wie sie leben wollen ebd.; Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg . . . ebd.; vgl. I, 257; V, 49; I, 305.

Zur Steigerung:

Aber dieser, o dieser Glanz, wie sehr unterscheidet er sich! IV, 83; es ist von der größten Nothwendigkeit, daß wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen, und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dies von der äußersten Nothwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft V, 236/37; es war das ganze Gefühl meiner Schmach, welches ich ihm schilderte, und so lebhaft, so aufrichtig schilderte, daß er meine Hand fallen ließ IV, 69. Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegesrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben I, 253; ebenso I, 254. Menschliche Zeugnisse können trügen, ja sie können trügen V, 242; ich muß, ja ich muß noch mehrere aufopfern IV, 158; Schade ist es, ewig Schade für unser Stift VII, 2, 151; Dies ist unser Loos, und zwar unser

von Gott gezogenes Loos, IV, 157; ein Recht, ein starkes Recht I, 132; Sauer ist es mir geworden . . ., blutsauer! I, 155; Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen I, 213; und die Kinder erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist . . . I, 254; Hassen wollte ich ihn, recht von Herzen hassen III, 59; vgl. I, 278, 279, 294, 305; II, 10, 11, 27 u. s. f.

Beliebt ist die Wiederholung und Wiederaufnahme mit „sage ich“:

Aber unser eine, die die unendlichen und mannigfaltigen Bedürfnisse der Eitelkeit fühlt, unser eine, sage ich, geht zu allen öffentlichen Lustbarkeiten II, 233; soll der eine Ackerbauer die Macht haben, jenen neun Familien, die ihm bisher sein Korn abgekauft, die ihm neun Jahre mit ihrem Fleiße und mit ihrem Geld gedient, soll er, sage ich, im zehnten Jahre die Macht haben . . . II, 50; vgl. z. B. I, 279; II, 56, 64, 129; III, 233, 291/92; IV, 309.

So auch die Wiederaufnahme durch „nun“:

Aber nun, da ich dich einmal in meinen Armen fest habe, da alle Gefahren überwunden und alle Hindernisse besiegt sind, nun findet meine Leidenschaft von dieser Seite ihre vorige Befriedigung nicht IV, 52; nun aber, da ich dich habe, setze ich dich oben darauf, und du bist nun bis dahin die oberste Stufe, von welcher ich weiter schaue. ebd.

Die von Anfang an typische Wiederaufnahme durch das Demonstrativum setzt sich fort:

Die großen Herren, diese Zerstörer des menschlichen Geschlechts I, 292; Vernunft und Weisheit (diese ewigen Kupplerinnen der menschlichen Vernunft) I, 379. Die Leidenschaft, diese edle Gabe Gottes II, 307; die Ordnung, diese edle Freundin des Fleißes III, 42; der Redegebrauch, dieser Tyrann III, 188; vgl. z. B. noch II, 244; III, 247; V, 120/121, 244, 287; VI, 290.

Schließlich sei noch einmal darauf hingewiesen, daß auch hier Dreigliedrigkeit vorherrscht, wie die angeführten Beispiele gezeigt haben.

Der Gebrauch dieser Kunstmittel bleibt in angemessenen Grenzen. Die Schwerfälligkeit der hypotaktischen Gefüge wird durch sie gemildert, der Aufbau der Sätze klarer und ebenmäßiger gestaltet; Form und Inhalt werden wohl reichlich gesättigt, doch nicht überladen oder gar geschwätzig. [1])

§ 24. Bild und Gleichnis.

a. Aufgabe, Umfang und Form.

Das metaphorische Element zeigt noch einmal die uns bekannten Züge. Es kehrt den Sinn für Klarheit und Deutlichkeit heraus, wenn es eine durch Gedankenreichtum und Formenfülle dunkle Stelle durch ein Bild oder einen treffenden Vergleich erhellt; es weist auf die eindringlich rhetorische Art, dem Hörer oder Leser seine Ansichten nicht bloß begrifflich zu beweisen, sondern auch in dem Spiegel einer allgemeinen Wahrheit anschaulich vorzustellen, und läßt die polemische Seite durchscheinen, wenn es bei der Erörterung einer Streitfrage wie ein Schwerthieb Falsches und Wahres zerteilt. Natürlichkeit und echtes volkstümliches Leben ist endlich das ursprüngliche Wesen der bildlichen Sprache, [2]) denn des Volkes Seele erfaßt Begriffliches und Sinnliches durch die Kraft anschauender Tätigkeit. Möser fühlte sich in diese wundersamen Wirkungen des menschlichen Geistes tief ein, in sein schriftstellerisches Schaffen strömte der warme Hauch des Volkes; ursprünglich da, wo das Volk selbst im Mittelpunkt seiner Darstellung steht, dann allüberall.

[1]) Wie bei Gellert, vgl. Eiermann, a. a. O. 116.
[2]) Elster, 2, 102 ff.

Seine Phantasie webt im Leben des Volkes und erwärmt seine Tätigkeit mit dichterischem Feuer: *das Metaphorische wird das eigentlichst Poetische seiner Prosa.*

Der großen Bedeutung entsprechend, ist der Gebrauch sehr umfangreich, in den „patr. Phant." in gleicher Weise wie in der „O. G."; in den Jahren von 1770—1780 hebt sich ein Höhepunkt heraus, vorher und nachher ein Anschwellen und Absteigen. Doch zu keiner Zeit ist das metaphorische Element durch Pracht und Prunk bis zum Uebermaß gesteigert. Bilder und Vergleiche sind niemals, wie bei Lessing,[1]) mehrfach gehäuft.

Die Form erstreckt sich vom Schlichten an durch alle Stufen hindurch. Neben der Ruhe, die auch hier vorwaltet, tritt wieder eine Aehnlichkeit mit Lessingscher Lebendigkeit heraus. Besonders kehrt auch bei beiden das Moment der *Entwicklung* wieder: das Bild entwickelt sich, es *entsteht vor unsern Augen.*

Davon liegt z. B. etwas in dem sehr häufigen „durchscheinen sehen", das besonders die Stille der „O. G." belebt.

Da, wo sich unser Stift die Emse hinunter von den Friesen, oder den ehemaligen Chauzen, oder der osnabrückische Sprengel von dem bremischen scheidet, sieht man die Gränzlinie der westphälischen und friesischen Sachsen durchscheinen VI, 235; Man sieht von dieser Zeit an überall ein Reichescontingent, was die Fürsten stellen, durchscheinen VII, 144; der hier und da . . . noch durchscheinende Unterschied VII, 190.

Oder das häufige „die Gestalt durchlaufen" II, 223 = mustern. Und tropische Rede, wie die poesievolle Stelle

[1]) Immisch, a. a. O. 409.

im Anfang der „O. G." Und wenn man über [der Städte] ihren bekannten Ursprung hinausgeht, so verlieren sich ihre heutigen Namen und Gränzen, und Alles vermischt sich in einer dunklen Ferne, sobald man in die Zeiten steigt, worin die Deutschen noch keine Kriege mit den Römern führten VI, 3. Dazu lese man den zu dramatischer Szene gesteigerten Vergleich IV, 37: Es geht den Moralisten wie jenem Mädchen, das von einem Husaren verfolgt und gejagt wurde. Ach weh meine schönen Schuhe! u. s. f.

b. Historische Entwicklung und inhaltliche Abstufung.

Der junge Möser stand unter dem Banne französischer Galanterie; noch gewahren wir, in den ersten Bänden der „Phant." namentlich, ganz vereinzelt wohl auch in der späteren Schriftstellerei das prunkvolle Gewand der Rhetorik, doch gemäßigt und hie und da sogar weltmännisch abgestimmt. So, wenn er von der „großen Fontaine der Gerechtigkeit" II, 14 spricht, oder: unter der Peitsche des Hungers und der Noth II, 16; Die Verzweiflung wütete aus ihren Augen II, 237; einige Figur in der Welt machen I, 287; hohle Figuren . . ., die keine Gewitter im Busen tragen, viel weniger aber ein solches donnern und schweigen lassen können II, 267; Wenn man zu unsrer Zeit bei Excellenzen und Gnaden ist, weiß man es selten, ob es erlaubt ist, einen Pfeil zu schießen; und wenn man es ja einmal wagt, so trifft er selten, weil er mit furchtsamer Faust abgedrückt wird II, 244; die kleinen städtischen Republiken der Griechen waren gewiß nur Puppenwerke gegen die nordischen Staaten V, 121.

Aber Bilder dieser Art sind verhältnismäßig selten und finden sich an passender pathetischer Stelle.

Anderseits zeigt sich Möser hier auch soweit Herr seiner

Sprachkunst, daß er die galante Welt, der er selbst gedient, in ihrem eigenen Kleid verspottet. Nur einige köstliche Beispiele dieser Art aus der „Allerliebsten Braut" (I, 208 ff.).

Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft I, 210; [Eine Französin] ist nur eine Putzmacherin für den Geist I, 212; bei uns hingegen will man noch im Sarge coquettieren und die Würmer in einem frisierten Todtenhemde empfangen I, 213.

Ähnlich: die gesunde Vernunft . . ., müsse eine gefällige Schmeichlerin der Mächtigen sein I, 218.

Die Art Lessings, den Inhalt eines Bildes nach allen Seiten auszubauen, findet sich häufig auch bei Möser; etwa am Anfang[1]) des Aufsatzes „Aber die Pferde wollen auch leben . . ." (V, 205): Es hat seine Richtigkeit, ohne einen guten Kutscher ist man in beständiger Gefahr umzuwerfen. Aber wenn die Pferde nicht in gutem Stande sind, so wird auch der beste Kutscher mit ihnen nicht viel ausrichten; und dennoch sorgen die philosophischen Hausväter unsers Jahrhunderts immer nur für den Kutscher, ohne sich um den Haber, welcher den Pferden gebührt, sonderlich zu bekümmern. Meines Theils gestehe ich gern, daß ich immer die Pferde, welche ich mir angeschafft, zuerst besehen, und den guten Kutscher, als einen Menschen, der sich wohl finden sollte, zuletzt versucht habe . . .

Unter den Pferden, womit der Mensch auf diesem Erdballe herumfährt, und worauf einige den Hals brechen, mehrere aber doch zum Ziele gelangen, denke ich mir seine Leidenschaften, und unter dem Kutscher die Vernunft, welche

[1]) Möser liebt es, wie Lessing, mit einem Vergleich anzufangen, vgl. für Lessing besonders Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil, Progr. der Realschule zu Danzig 1869, S. 13.

zwar immer den Zügel in der Hand hält, aber den Pferden, wenn sie keinen Haber bekommen, mit der Peitsche keine Kraft geben kann. Ich denke, die Leidenschaften müssen gut gefüttert werden, und der Kutscher, der ihnen den Haber zu genau zumißt, handelt eben so zweckwidrig als der andere, der sie überfüttert, daß sie ihm den Zügel aus der Hand reißen.

Vgl. ferner die „erbauliche Betrachtung": „Den Staat mit einer Pyramide verglichen" (II, 250 ff.), auch IV, 46 ff.

Auch hinsichtlich des Inhalts der Vergleiche verdankt Möser manche Einwirkung der Beschäftigung mit Lessingschen Schriften. Es ist kein Zufall, daß der Stoff seiner Vergleiche viel Verwandtes mit Lessing[1]) hat.

Der menschliche Körper, der Lessing den „weitesten und natürlichsten Stoff"[2]) bietet, tritt auch bei Möser bedeutsam hervor. So der Körper allein oder besonders der Gegensatz des Ganzen zu den Teilen:

Edle und Wehren oder Gemeine machten indessen eigentlich den Körper der Nation aus VI, 40; [Die Geistlichen] wohnten und aßen zusammen, halfen dem Bischofe in seinen Amtsverrichtungen, begleiteten ihn auf seinen Visitationen, und machten mit ihm einen Körper aus, wovon er das Haupt war IV, 238/39; Carl war aber auch der einzige Kopf zu diesem antiken Rumpfe VI. Vorr. XI.

[1]) Leider fehlt eine gründliche, allerseits genügende Untersuchung über das Metaphorische bei L. Cosack will nur eine Aufzählung der Belegstellen bieten, Lehmann verfährt in diesem Teile seiner „Forschungen" äußerlicher als sonst (vgl. E. Schmidt, A. f. d. A. 2, 43), Immisch referiert hier vollends statt zu untersuchen. Ich kann daher nur die augenfälligsten Berührungspunkte verfolgen und nur einige zufällige Beobachtungen aus eigener Lektüre hinzufügen.

[2]) Lehmann, a. a. O. 80.

Am schönsten ist dieser stehende Vergleich des Staates mit dem menschlichen Körper ausgeführt in der Phantasie „An einen jungen Staatsmann“ (V, 204/05): Ein Glied muß dem andern nicht im Wege stehen, und jedes muß das Seinige mit der mindesten Aufopferung verrichten; die Füße müssen den Körper sicher und fertig tragen, der Körper muß Alles, was er zu thun hat, wohl und bequem verrichten, die Circulation muß frei und mächtig sein, der Kopf weit umher schauen, und die Operation des Ganzen ein solches Resultat hervorbringen, wie es der Anlage nach möglich ist u. s. f.

Oder auch Teile:

Die Kriege mit den Franken wurden lange an der Oberweser geführt; es sei nun, daß die Ostphäler noch immer ein cheruskisches Herz gegen die Chatten hatten VI, 153.

So volkstümlich-bildliche Redensarten:

Was meint ihr nun wohl, welches das Beste sei? einen solchen Pächter auf der Nase zu haben, oder ... V, 22; Kürzlich habe ich doch keinen vergnügteren Abend zugebracht, als bei der alten Frau Generalin S.., wo die Alten das Wort behielten, und die Jungen sich in die Lippen beißen mußten V, 26; wenn ich [die Aepfel den Kindern] entziehe, so schreien sie sich den Hals ab; und wie kann ich immer mit der Ruthe darauf liegen? V, 56; Indessen bleibt es doch, wenn wir der Erfahrung nachgehen, eine unläugbare Wahrheit, daß der Mensch leicht hartmäulig werde und die täglich gewohnten Stangen oft vor die Brust setze V, 88; vgl. noch V, 49, 88.

Die Wirkung auf den Gesichtssinn steht auch bei Möser voran.[1])

[1]) vgl. Lehmann, a. a. O. 18; Immisch, a. a. O. 408.

Die Freiheit war ihnen oft mit allen ihren hohen Reizungen erschienen, und mehr als einmal hatte er die Eiche mit den Augen gemessen, wovon er sodann völliger Herr sein würde IV, 302. Der Stil ist viel zu feierlich und zu prächtig, sowohl für die Sache als für die Absicht. Man glaubt, das Gerüste zu einem Kirchengebäude zu erblicken, und zuletzt ist es doch nur ein ganz gewöhnliches Sommerhäuschen V, 94; Man wird alsdann schon den Block, woraus die Landeshoheit gebildet wird, aus dem Rauhen gearbeitet, und die Züge erscheinen sehen, welche ihre künftige Gestalt verrathen VI, Vorr. XXIII.

Daneben kommt bei Möser auch der Gehörssinn[1]) in Betracht.

Mich dünkt, so wenig alle Menschen im Kopfe gleich fertig rechnen können, so wenig können sie auch gleich fertig in ihren Begriffen und deren Anwendung sein,... Was für ein Unterschied zwischen dem Virtuosen, der das schwerste Concert vom Blatte spielt, und dabei auf einmal tausend Dinge mit beobachtet, und dem Landmanne, der ein Kirchenlied dem Vorsänger buchstabierend nachheulet! V, 30; Sie werden aus der Erfahrung wissen, daß die Predigt der Werke Gottes, welche wir täglich vor Augen haben, gar oft dem Geschrei eines Kanarienvogels gleiche, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon erklingen V, 239.

Das Bild des Weges verwendet Lessing häufig,[2]) Möser gebraucht es in den späteren Schriften ebenfalls: Sobald nur der alte und neue Adel vermischt wird, und alle Menschen im Staate durch einen kurzen oder geschwinden Weg zu einerlei Höhe gelangen können, so verliert sich auch

[1]) Nach Lehmann, a. a. O. 15 bei Lessing selten.
[2]) Zuerst beobachtet von Immisch, a. a. O. 394.

eine der wichtigsten Quellen zur Belohnung großer und edler Thaten IV, 257.

Lessings Schüler ist er, wenn er Weg und Straße antithetisch gegenüberstellt, man vergleiche: Und wären wir gerade auf dem Wege, welchen die Engländer zur Heerstraße gemacht haben IV, 241; mit einer Stelle aus der Vorrede zum Laokoon: Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen (Lachmann-Muncker IX, 4).

In dem grundsätzlichen Streben beider, Bilder aus der Vergangenheit wieder lebendig zu machen, sehen wir eine weitere Geistesverwandtschaft.

So bedient sich Möser des schönen Vergleichs aus der Bibel. [1])

Die Kirche darf nicht nach Blut dürsten; das weiß ich, und das verehre ich als eine wesentliche Christenpflicht. Aber daß sie nicht auch Blut vergießen dürfe, wenn eigene Rettung, die Rettung des Staats und der Heerde solches von ihr erfordert, das ist die Lehre des Miethlings, der, anstatt den Wolf zu tödten, ihm die Heerde preisgiebt IV, 283.

Beide Schriftsteller berühren sich endlich am nächsten darin, daß sie ihre Sprache aus dem „Schatze der Volksweisheit“ [2]) bereichern, beide freilich nach verschiedenen, individuell bedingten Richtungen. Bei Möser steht im Vordergrund·

[1]) Im übrigen ist der Einfluß der Bibel auf Mösers Sprache und Stil nicht so groß, wie Hofmann, Z. f. d. U., aus V, 271 erschließt.

[2]) Immisch, a. a. O. 409.

c. das niedersächsische Leben seiner Heimat, und zwar 1. wie es sich zu seiner Zeit darstellte.

Der Bauer ist es, der Kern des Volkes, der den Inhalt der Bilder und Gleichnisse bestimmt.

Haus und Hof steht voran. Zeit seines Lebens rang Möser um ihre Geschichte, um die Frage ihrer Freiheit oder Unfreiheit: seine Sprache spiegelt es wieder, zunächst auch in diesem Kampfe selbst:

Der Gränzstein, woran sich der hörige Mann von dem eigentlichen Leibeignen scheidet, wird zwar von allen erkannt .... III, 185; [Diese Art von Knechtschaft] ist vielleicht die einzige, welche fast allen Absichten ein Genüge thut, indem ein solcher Knecht einiges Eigenthum im Staate zu vertheidigen hat, und kein flüchtiger Heuermann ist, der zur Zeit der Noth den Spaden in den Teich steckt, und das Wasser einbrechen läßt III, 268.

Dann aber allgemein: Es finden sich unzählige Leute in der Stadt, die Redlichkeit und Geschicklichkeit besitzen. Beide Tugenden liegen aber, wie unsere Heiden, brach und ungenutzt, weil ihre Besitzer nicht das Vermögen haben, sie urbar zu machen II, 136. Durchdrungen von diesen großen Wahrheiten, sehe ich den verfeinerten Teil der Menschen an Höfen und in Städten mit ihren Moden, Künsten, Wissenschaften und witzigen Erfindungen als das Blumenbeet der Natur, das platte Land hingegen als ihr Kornfeld an. So wie das letzte gut steht, wenn sich nicht viel Blumen unter dem Korne befinden, so mag auch das erste immer schöner aussehen, je weniger Korn darauf wächst; und da einmal die Natur Beides zum allgemeinen Besten und Vergnügen angebauet haben will, so glaube ich, daß wir keine bessere Einrichtung treffen können, als daß wir die Blumen in den Städten

und das Korn draußen auf dem Lande ziehen. Auch hierzu hat uns die Natur ein vortreffliches Beispiel gegeben; sie läßt den Weizen nicht mit den schönen Blüthen glänzen und fordert von den schönsten Blumen keine Früchte zu unserer Erhaltung IV, 43. Kann man irgend hoffen, daß die Dispensationen den Damm halten werden, welchen täglich Meere bestürmen? V, 282. Das Unglück hat sich über uns arme hofhörige Leute wie eine Fluth ausgebreitet II, 362; Die Markkötter sind wie der Krebs, der rund um sich frißt I, 292; Bisher sind es nur die Gelehrten gewesen, welche uns Landleuten den Vorwurf gemacht haben, daß wir so fest am Alten, als der Rost am Eisen, klebten I, 298. Das Erheblichste, was ich von Ihnen erwarte, wird vermuthlich dahin abgehen, daß . . . Verordnungen dieser Art einem Spinngewebe gleichen, worin die Mücken sich fingen und die Wespen große Löcher rissen II, 141, Schade . . ., daß das Land kein Sack ist, worin man die unangesessenen Heuerleute nach seinem Gefallen schütteln kann I, 185 oder IV, 309 (Kutschpferd — Miethpferd). Alle Vergnügungen am Hofe und in den guten Gesellschaften, sind wie die Freude des Kaisers, wenn er den Pflug treibt, Spielwerke des Kindes, nicht Freuden des Mannes V, 47. Wenigstens ist kein sterblicher Mensch im Stande, die Furche anzuweisen, wo die Willkür sich von der Weisheit scheidet I, 378; Wie mancher Saame der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und noch weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären II, 41; vgl. dazu „aufkeimende Handlung" IV, 211.

Besonders typisch ist die ganz auf Bild und Vergleich aufgebaute Phantasie „Wie ist die Drespe im menschlichen Geschlechte am besten zu veredeln?" (IV, 46 ff.), etwa: Aber sollte es denn wirklich so ganz richtig sein, daß die Jäger, die Hirten und die Ackerbauer das reine Korn in der Welt

ausmachten, und alles Uebrige zur Dreſpe gehörte? IV, 46. Es kömmt nur darauf an, wie ich das Ding in meinem Kopfe drehe, ſo ſind Sie Spreu oder Roſe IV, 47.

Aehnlich der Vergleich der Leidenſchaften mit den Pferden und der Vernunft mit dem Kutſcher in dem Abſatz „Aber die Pferde wollen auch leben“ (V, 205). Man erinnert ſich der Saturnalien wie der Narrenfeſte; man weiß, was zur Carnevalszeit in und außer den Klöſtern erlaubt war . . . die Thorheit muß wenigſtens einmal im Jahre ausgähren, damit ſie das Faß nicht ſprenge IV, 33; Sie mögen mir immer ſagen, die Religion ſei ſolchergeſtalt nur eine bezaubernde Muſik, ein Kappzaum für den Pöbel V, 240. So viele Freuden uns auch der Schöpfer gibt, und ſo gern er es ſehen muß, daß wir ſie mit Dank und Mäßigung genießen, ſo offenbar finde ich, daß die Leute bei dem mäßigen Genießen zu Grunde gehen, die vorhin des Jahres nur ein- oder zweimal Kopfweh zu erleiden hatten; ich finde, daß es für die Polizei leichter ſei einmal des Jahres Anſtalten gegen einen wilden Ochſen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten IV, 32; vgl. auch IV, 181. Wenn einer das Laufen lernen ſoll, ſo läßt man ihn in ſchweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber ſollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles ſpielend faſſen III, 133; vgl. III, 163.

Feiner klingt die Rede, wenn er dem Leben der Natur folgt; da ſagt er ſtatt „verkümmern“: wie eine Blume im Keller blühen IV, 58. Sonſt hieß es: je dicker die Saat, je dünner die Halme; aber unſre Herrn Aerzte kehren ſich an dieſe in der Erfahrung gegründete Regel nicht, auch das ſchwächſte und kümmerlichſte Hälmchen ſoll nicht ausgejätet werden IV, 66/67; Denn ich hatte ein ſtolzes Herz, und Tugend, auf Stolz geimpfet, giebt zwar

schöne Früchte, aber andre genießen sie nicht gern IV, 70; vgl. III, 197 und VII, 185.

Zwei Gebiete bevorzugt Möser in charakteristischer Weise: Kornfeld und Blumenbeet, Bauersmann und Gärtner, wie wir schon IV, 43 sahen. (Vgl. S. 184). Sei sie ruhig, meine liebe Jungfer; der Brand ist nicht im Brodkorn, sondern nur unter den Nelken, und von diesen wirft der Gärtner doch immer einen Theil weg, ohne Saamen und Ableger von ihnen zu verlangen. Wo wollte es auch hinaus, wenn sie sich so stark wie der Weizen vermehrten? Vielleicht hat die Natur ihre guten Absichten dabei, daß sie die zartesten Blumen nicht wider die Nachtfröste gehärtet hat. Das Geschlecht wird darum nicht verloren gehen, sondern noch immer eine und die andere hinter der Glasscheibe blühen; und damit sind die Liebhaber auch zufrieden II, 362.

Aehnlich stellt sich dieser Gegensatz III, 94 dar. Mösers Eigenart gemäß ist auch die Gegenüberstellung von Biene und Hummel:

In Spanien ist das Pflügen so schimpflich als in Deutschland das Abdecken. Sollten wir es etwa auch dahin bringen? die Hummeln ehren und die Bienen beschimpfen? I, 232. Ebenso: III, 196; vgl. auch II, 8 und II, 56.

Die Jahre um 1780, in jeder Hinsicht ein Höhepunkt, sind am fruchtbarsten. Dem vierten Bande der „Phant." entstammen die meisten Beispiele; hier tritt auch in vollendeter Entwicklung eine Erscheinung heraus, deren Anfang sich schon früh zeigt: die Neigung, dem Vergleich eine allgemeingültige Gestalt zu geben, d. h. die Rede mit anschaulichen *Sentenzen* und *Aphorismen* zu würzen. Namentlich wieder am Ende, aber auch als Einführung und Anknüpfungspunkt am Anfang der Aufsätze.

Ein Baum, wovon viele wurmstichige Aepfel fallen, ist insgemein fruchtbarer als ein andrer, worunter keiner

liegt I, 18. Wer gefallen will, muß wohl zu verstehen, des andern Narr werden II, 237; Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune II, 227; es ist doch immer gut, wenn man das Tanzen gelernt hat, aber traurig, zeitlebens Tanzmeister zu bleiben IV, 94. Andern zu befehlen und Vorschriften zu geben, ist keine Kunst; man muß voraufgehn, auf die Bresche wie auf die Dresche; und der Soldat lacht über den Hauptmann, der ihm hinterm Eichbaume befehlen will, als ein braver Kerl die Sturmleiter hinaufzuklettern IV, 101; vgl. IV, 169, 333, V, 164 (1791), V, 166, 174/75, 176, 188, 189 (dazu VII, 118), V, 197; auch III, 121.

Und in der „O. G.“:

Der Landwirth folgt einer langen Erfahrung oder einem ehrwürdigen Vorurtheile; und es ist gefährlich, ihn zu stören VI, 80. Von seinem Nachfolger Meginhard oder Meinger meldet uns die Geschichte nichts; dieses ist insgemein das Loos der stillen Größe VI, 243; Wo Einer mit thaten soll, sagte man ehedem, da muß er auch mitrathen VII, 118.

Ein philosophischer Kopf betrachtet und verknüpft die Fäden der Geschichte; er flicht in sie seine feinen, an Welterfahrung reichen Beobachtungen ein und verleiht der Erzählung die Werte seiner eigenen Persönlichkeit. Das ist die eine, subjective Art. Die andere, objective läßt die Vergangenheit aus sich selbst heraus auferstehen:

2) Altniedersächsisches und überhaupt altdeutsches Leben wirkt poetische Gestaltung der kleinen historischen Aufsätze und vor allem der „O. G.“

Das Gericht geht an, wenn der Holzgraf oder Unterholzgraf die Bank gespannet, das ist, mit der Hand eine

Spanne auf den gemeinen Tisch, wobei man sich setzt, gemessen, und dabei Hand und Mund verboten hat VI, 14. Bloß einen Gast mußte er drei Tage beherbergen, ohne für ihn einzustehen: dahin zielet auch das deutsche Sprüchwort: Ein dreitägiger Gast ist Jedem eine Last VI, 23, Anm. 24 b. Der osnabrückische Eigenbehörige wird ohne Mittel des Gutsherrn zu gemeiner Reihe und Runde bestellet, bestrafet und besteuret VI, 69; Der Richter behielt nicht die Macht, von dem linken Zehe auf den rechten zu schließen VI, 27.

Seine Vorliebe für die alte Symbolik zeigt sich, wenn er zu dem Satze: Der Adel war noch erleuchtet VI, 161, die Anmerkung macht: Die Metapher durchleuchtig, illustris, ist überaus wohl gewählt, weil niemand eigentlich leuchtet, als den die Sonne bescheinet; und diese erleuchtet keinen Mann, der von einem andern beschattet wird. So lange der Kaiser beschattete, war kein Reichsbedienter beschattet VI, 163 f.

Aehnlich gebraucht er häufig „den Reihen führen": Es schien, als wenn die Bructer damals unter den westphälischen Sassen den Reihen führten VI, 136; VI, 244/45, und das „vielsinnig" gebrauchte Schoos:[1])

Die Herzoge sowohl als die Bischofe wurden zuerst frei erwählt, zuletzt beide fast zu einer Zeit, jene aus dem Schoose der Mutter, diese aber aus dem Schoose der Kirche geboren VII, 52; Er diente der Religion, und diese ihm, da er den Schoos der Kirche und seines Reichs zugleich erweiterte VI, 165.

Aehnlich:

Das jüngste Kind erbt, damit die ältern aus dem Neste sind, wenn das jüngste wieder brüten will III, 232;[2]) Der

[1]) J. Grimm, Von der Poesie im Recht, Kl. Schr. VI, 163 ff.
[2]) Gierke, Der Humor im deutschen Recht. Berl. 1871 S. 21.

Schatten des damaligen richterlichen Amts zeigt sich noch in dem Pfandspiel VI, 28 b; Wie er sämtliche Feldherrnschaften der fränkischen Monarchie an sich gebracht, und sein Sohn Pipin die Krone auf den Degen gesetzt hatte, zeigte sich schon von ferne das Netz, welches unter Carl dem Großen die Sassen befangen würde VI, 156. [Die Sassen] traten also unter eine vollkommene Decke, welche die Wehren leicht in Leute verwandelte VI, 190; Die Verbrechen, welche nicht an den Beutel, sondern an Haut und Haar gehen . . . VII 2, 119; Das ganze Volk konnte keinem Bürger ein Haar kränken VI, 20; „Leben" stets als „Leib und Leben" VI, 299, 304 d; sich mit gesammter Hand verbürgen VI, 22.

Sachliches wird, wie im altdeutschen Recht,[1]) personifiziert vorgestellt.

Häufig begegnet das in der altdeutschen Rechtssprache gebrauchte „fliegen":[2]) Alles flöge bei denselben zu Schutze und zu Hofe VI, 186; Viele Fürsten errichteten fürstliche Landgerichte; und der Adel wie auch die Städte flogen mit Freuden darunter IV, 197.

Aehnlich: Die Sachsen sind meiner Meinung nach nicht in die Krone der fränkischen Könige, sondern der fränkischen Kaiser geflochten worden VI, 191 a. Einzelne Priester und Missionarien sind der politischen Verfassung eines Landes lange so gefährlich nicht als Bischöfe; jene kriechen zu Noth unter das Dach eines Gläubigers, dieser ihr Amt geht aber weiter VI, 229 b; die Bürgschaft todt säen VI, 23 a = zu nichte machen.

[1]) Vgl. Gierke, a. a. O. 15.

[2]) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Ausgabe 1899. II, 98.

§ 25. Schluß.

Theorie und Praxis.

Mösers stilschöpferische Leistung.

Der Gang der Untersuchung brachte uns vom Allgemeinen immer näher an das Besondere des Möserschen Stils. Rückwärts die Bahn durchlaufend, verbinden wir nun Ausgangs- und Endpunkt und suchen die Bedeutung Mösers für die allgemeine Stilentwicklung zusammenfassend herauszuheben.

Theorie und Praxis stehen in vollem Einklang. Der Kampf gegen das Fremdländische steht voran: er teilt den schriftstellerischen Werdegang in zwei Hauptperioden. Die erste (vom Anfang bis 1760) ist von einer wachsenden Auflehnung gegen die französische Mode erfüllt, sie zeigt jedoch ein Steckenbleiben in ihrem Banne. Die zweite (von 1760 bis zum Ende) führt auf beiden Gebieten die Muttersprache zum endgültigen Siege (vgl. S. 119).

Das Deutsche aber ist von Anfang an verhältnismäßig frei von den alten Formen der Kanzlei (vgl. S. 113) und entwickelt sich schon zu Beginn der sechziger Jahre über den Konversationston hinaus zur frischen Sprache des Volkes (vgl. S. 105). Trotz einzelner Reste, die während der ganzen Schriftstellerei zurückbleiben, gebührt der **rhetorischen Kraft und bildmäßigen Ursprünglichkeit** mit vollem Recht das Lob der Zeitgenossen.[1]) Die Nachwelt sieht in ihr **„die erste**

[1]) „Ich habe den Kanzleistil auf mehr als einer Seite betrachtet, und auf jeder sieht er einer alten häßlichen Kokette gleich, die hier eine Warze mit einem Schönheitspflästerchen, dort das Kupfer der Wangen mit Schminke bedeckt, wohl gar ein gläsernes Aug' und einen wächsernen Zahn sich eingesetzt hat. Mösers patriotische Phantasien, und Fabers europäische Staats-

Verklärung des offiziellen und diplomatischen Stils“[1]) und im weiteren einen bedeutenden Fortschritt der deutschen Erzählungskunst.

Bildet damit Möser einen Abschluß der versinkenden Epoche der deutschen Literatur, so spiegeln sich in ihm ihre Wandlungen im 18. Jahrhundert in allen Phasen wieder. Gellert hatte so großen Einfluß auf Möser, daß ihm Zeit seines Lebens Spuren davon eingedrückt sind. Er drang weiter vor, zu Lessing, dem Geistesverwandten, und bildete an ihm und mit ihm seine Schriftstellerei zu einer so wesensgleichen, daß Goethes Wort auch hierin zutrifft: „er war wert, ein Zeitgenosse von Lessing zu sein.“[2]) Den Anbruch der neuen Zeit verkündet er endlich, wenn er das Volksleben in seiner Natürlichkeit in die Literatur einführt (vgl. S. 182 ff.); nicht umstürzlerisch verfährt er dabei, wie der Sturm und Drang (vgl. besonders S. 124 ff.), sondern ruhig und besonnen. Sein weises Maßhalten gibt seinen Schriften den einfachen, aber selbstbewußten Klang, der ihnen individuellen Wert verleiht. Damit wird er auch seiner Aufgabe gerecht, die er am schönsten ausdrückt in dem Wunsche: „Unsers Orts wollen wir wenigstens erst versuchen, ob wir nicht das Alte und Neue verbinden, und solchergestalt durch einen Mittelweg das Ziel erreichen können,“ (IV, 171).

kanzlei, hintereinander gelesen, thun eben die Wirkung, als, nach der Vorstellung von Emilia Galotti, durch Ekhofe, und eine Charlotte Ackermann, den Hanswurst im Nachspiele auftreten zu sehen.“ Deutsches Museum 1779, 1, 214.

[1]) Theodor Mundt, Die Kunst der deutschen Prosa. Berlin. 1843. S. 343.

[2]) Ueber Kunst und Altertum, Bd. IV, Heft 2; Weimarer Ausgabe II, 41, S. 52.

Lebenslauf.

Ich, Arnold Bernhard Laging, bin am 27. Juni 1891 als Sohn des Hofbesitzers Bernhard Laging zu Hahlen, Kr. Bersenbrück, geboren. Ich besuchte die Privatschule zu Menslage und absolvierte im Jahre 1910 das Realgymnasium zu Quakenbrück. Von 1910—1912 studierte ich in München, von 1912—1914 in Kiel deutsche und romanische Philologie, Geschichte und Philosophie.

Seit den ersten Jahren meines Studiums habe ich mich bemüht, in das Wesen meines grossen Landsmannes Justus Möser einzudringen. Herr Geheimrat Prof. Dr. Kauffmann-Kiel brachte meinen Untersuchungen ein liebenswürdiges Interesse entgegen und wies ihnen den Weg, der zu der vorliegenden Arbeit führte. Meine Pflicht ist es, hierfür sowie für meine gesamte wissenschaftliche Ausbildung, insbesondere die Schulung des Stilgefühls im Kieler germanistischen Seminar meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Am 5. Juni 1914 bestand ich das mündliche Doktorexamen. Der Druck meiner Arbeit verzögerte sich dadurch, dass ich bei Ausbruch des Krieges in das Heer eintrat. Herr Geheimrat Prof. Dr. Knoke und Herr Prof. Dr. Brunk-Osnabrück hatten die Güte, mit dem Lesen der Korrektur zu beginnen. Ich gestatte mir, auch ihnen an dieser Stelle herzlichst zu danken. Im Januar 1916 war es mir erst möglich, den noch übrigen Teil zu erledigen. Ich bitte um Nachsicht, wenn der Druck nicht so ausgefallen ist, wie ich es gewünscht hätte: mir standen nur wenige Ruhestunden zur Verfügung, und auch die wurden häufig durch den Donner der Geschütze gestört.

Im Felde, am 12. Februar 1916.